Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 ℳ 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 ℳ — ₰
Für ein Vierteljahr		4 ℳ — ₰
Für einen Monat		1 ℳ 50 ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— ℳ 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 ℳ — ₰
Für ein halbes Jahr		9 ℳ — ₰
Für ein Vierteljahr		5 ℳ — ₰
Für einen Monat		2 ℳ — ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— ℳ 10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping)
16. Maximiliansplatz 16.

Für buchhändlerische Aufträge empfiehlt sich die
J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping)
29. Kaufingerstraße 29.

<36620181510015

Unter dem weißen Adler.

Vierter Band.

Unter dem weißen Adler.

Roman

von

Gregor Samarow.

Vierter Band.

Deutsche Verlags-Anstalt.
Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
1892.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Das Gericht.

Kosinsky war auf den dringenden Wunsch des Königs in ein besonderes Gefängnis gebracht, das man in einem Flügel des Schlosses selbst für ihn eingerichtet und mit den nötigsten Bequemlichkeiten ausgestattet hatte. Es war unmöglich, ihn frei zu lassen, da er ja des Hochverrats gegen den König und die Republik geständig war und man seines Zeugnisses für die Untersuchung bedurfte. Ein außerordentlicher Gerichtshof war für die Beurteilung des schweren Verbrechens eingesetzt worden, in welchen außer den Mitgliedern des obersten Tribunals auch die höchsten Würdenträger des Reichs berufen wurden. Auch der Graf Felix Potocky hatte als Großfeldherr der Artillerie seinen Platz unter den Richtern über die Königsräuber einzunehmen, und er unterzog sich dieser Verpflichtung ohne Widerspruch, obgleich er mit banger Unruhe an alle die möglichen Wendungen dachte, welche die Verhöre der Schuldigen bringen konnten.

Sophia de Witt spottete seiner Besorgnis.

„Was hast Du zu fürchten, mein Freund,“ sagte sie, „nachdem wir uns vollkommen klar sind über den Weg, den wir zu gehen, und über das Ziel, das wir zu erreichen haben? Die Kaiserin weiß es, daß Du die Fäden dieser Entführung in Deiner Hand hieltest und daß Du alles gethan hast, um ihr selbst diese Fäden zu überliefern und Poniatowsky in ihre Macht zu geben. Bei ihr also hast Du keine Mißdeutung und keinen Verdacht zu befürchten. Die polnischen sogenannten Patrioten werden Dir kaum wegen Deines Anteils an der That zürnen, deren Früchte sie so gern für sich gepflückt haben würden. Das Volk und der größte Teil des Adels stehen zu Dir, was wollen da die Gerichtsverhandlungen Dir schaden? Haben jene Verschworenen Beweise? Hast Du jemals mit einem von ihnen selbst verhandelt? Und wenn einer von ihnen Aussagen machen sollte, die einen andern verdächtig machen könnten, wird es irgend jemand in Polen wagen, einem Verdacht gegen Felix Potocky Worte zu geben? Das ganze Volk würde sich gegen solchen Verdacht aufrichten und die russische Macht würde hinter Dir stehen.“

„Mit mir freilich,“ sagte Potocky, der finsteren Blickes vor Sophia stand, die auf dem Diwan seines türkischen Kabinets ruhte, „mit mir freilich haben die Verschworenen niemals verkehrt, und Vermutungen, die sie aussprechen möchten, werden keine Bedeutung haben. Sie standen in meinem Dienst, aber was kann ich dafür, wenn man den Schutz meines Namens zu einem Verbrechen mißbraucht?

Doch," fuhr er dann finsteren Blickes fort, „Wazlaw Pulasky hält den Schlüssel dieses verhängnisvollen Geheimnisses in seiner Hand und Pulasky ist nicht wiedergekommen! Er ging nach Czenstochow, um dort den gefangenen König zu erwarten und meine Diktatur vorzubereiten; wenn man ihn ergriffen hätte, wenn er sich oder — noch schlimmer — mich kompromittirt hätte! Pulasky stand mir zu nahe — jedermann weiß, daß er mein Haushofmeister war und mein ganzes Vertrauen besaß — ihn würde ich nicht von mir abschütteln können wie die anderen."

„Du siehst, mein Freund," sagte Sophia nach kurzem Nachdenken, „wie thöricht und wie gefährlich es ist, irgend jemand sein Vertrauen zu schenken, irgend jemand sich zu nahe kommen zu lassen! Du hättest das niemals thun sollen, man muß die Menschen benützen, ohne sich ihnen in die Hände zu geben. Der Zügel muß wohl das Pferd festhalten, aber der Reiter muß ihn lose führen oder scharf anziehen können, ja er muß im stande sein, ihn fortzuwerfen nach seinem Belieben, wir müssen die Menschen führen, aber sie sollten niemals wissen, wohin sie geführt werden. Du hast einen Fehler begangen, den Du künftig vermeiden mußt, aber dennoch ist dieser Fehler nicht unverbesserlich, die einzige Macht, die Du wahrhaft zu fürchten hattest, war die Kaiserin, und vor ihr bist Du sicher, seit ich ihre Alliirte geworden."

„Und hier das Gericht?" fragte Potocky; „was soll ich sagen, wenn man Pulasky gefangen hat, wenn er mich

durch seine Worte oder Handlungen kompromittirt, vielleicht gar, um sich selbst zu retten, ein Geständnis gemacht hätte, das meine Feinde nicht säumen würden, durch die weiteste Oeffentlichkeit gegen mich auszubeuten? Ich zittere bei dem Gedanken, daß man Pulasky irgendwo ergriffen haben, daß man ihn mir als Zeugen vorführen möchte."

„Man muß sich immer mit dem Schlimmsten abfinden," erwiderte Sophia; „mein Grundsatz ist es, immer den ungünstigsten Fall vorauszusetzen, um mich über den günstigeren dann als ein besonderes Glück freuen zu können. Nehmen wir also an, es wäre, wie Du es fürchtest, was würde das bedeuten? Dein Haushofmeister würde Deine Stellung und den Schutz Deines Namens mißbraucht haben, um eine Verschwörung ins Werk zu setzen — Deinen Anteil kennt er allein, und was würde seine Aussage gegen die Deine bedeuten? Würde es jemand geben in Polen, der an dem Wort des Grafen Potocky gegenüber einer Anklage seines Dieners zweifelte, oder der es wagen würde, einen solchen Zweifel auszusprechen?"

„Und ich sollte ihm ins Gesicht sehen," rief Potocky entsetzt, „ihn Lügen strafen, da ich doch weiß, daß er die Wahrheit sagt? Wie sollte ich seinen Blick ertragen!?"

Sophia lachte laut auf.

„Man muß sich an vieles in der Welt gewöhnen, mein Freund," sagte sie spöttisch, „vor allem aber an die Blicke der Menschen. Ein Blick, mein Freund, ist kein Dolch, und darf man doch auch die Dolche nicht fürchten! Glaube

mir, wenn die Blicke der Menschen ihre einzige Waffe wären, so würde ich vielleicht mit der Kaiserin Katharina um die Herrschaft ringen, statt ihre Verbündete zu sein. Ich gehöre zu dem Geschlecht, das man das schwache nennt, aber, wahrlich, ich muß lachen, wenn ich höre, daß ein Mann sich vor Blicken fürchtet!"

„Und doch," sagte Potocky halb scherzend, halb immer noch von finsteren Gedanken bewegt, „sollten gerade die Frauen, und Du am meisten unter ihnen, die Macht der Blicke kennen, die sie so oft uns fühlen lassen."

Er beugte sich zu ihr herab und küßte zärtlich ihre Hand, während ihre Augen so stolz und triumphirend auf ihm ruhten, daß man wohl ihren Blicken weltbeherrschende Kraft hätte zutrauen können.

Langsam und unhörbar hob sich die Portière des Eingangs. Pulasky stand bleich und finster auf der Schwelle. Sophia bemerkte ihn zuerst und sprang auf. Der Graf zuckte zusammen; er schien in der That den drohenden Blick des bleichen Mannes nicht ertragen zu können und schlug die Augen nieder. Dann ging er zögernden Schrittes dem Eintretenden entgegen. Er streckte ihm die Hand hin. Pulasky schien es nicht zu bemerken.

„Da seid Ihr endlich," sagte Graf Felix, „ich habe Euch lange erwartet und war in Unruhe um Euch; ein Glück, daß Ihr wieder da seid. Ihr seht, daß ich recht hatte mit meiner Vorsicht und Besorgnis, trotz aller Vorbereitungen ist der Plan dennoch mißlungen."

„Auch der beste Plan mißlingt," erwiderte Pulasky, „wenn der Verrat sich hineinmischt."

„Der Verrat?" sagte Potocky mit zitternder Stimme. „In der That — Kosinsky —"

„Kosinsky," erwiderte Pulasky, „ist ein Schwächling, ein Knabe, aber kein überlegender Verräter. Es war unvorsichtig von Lukawsky und Strawensky, jenen jungen Menschen, der mehr an seine Liebe als an das Vaterland dachte und den ich unter ihre strenge Aufsicht gestellt hatte, allein zu lassen und ihn der Ueberredung und den Versprechungen Poniatowskys preiszugeben. Er ist der Versuchung unterlegen und jene büßen schwer ihre Unvorsichtigkeit. Aber es ist mehr geschehen als das — die Befreiung des Königs war das Geringste."

Er blickte finster auf Sophia.

„Sprecht, mein Freund," sagte Potocky, „sprecht ohne Scheu. Diese Frau ist meine Freundin, ich habe kein Geheimnis vor ihr."

„Niemand hat das Recht, Geheimnisse, von denen das Schicksal des Vaterlandes und das Leben der Freunde abhängt, mit Weibern zu teilen," erwiderte Pulasky. „Doch nun ist ja alles vorbei; was wir zu verschweigen auf die Hostie gelobten, zwitschern sich die Spatzen von den Dächern zu; das Leben ist nun einmal verwirkt und darum kann ich von meinem Geheimnis mit allen Weibern der Welt sprechen."

Sophia richtete sich hoch auf. Einen Augenblick schien

es, als ob ihre Lippen ein schneidendes, verletzendes Wort sprechen wollten, aber sie hielt dasselbe zurück und lehnte sich, kalt und hochmütig zu Pulasky hinüberschauend, auf Potockys Arm.

„Nicht nur der König ist befreit," fuhr Pulasky fort, indem er den Grafen starr ansah, „sondern das ganze Geheimnis, der ganze Plan ist verraten. Repnin ist nach Czenstochow geeilt, um das Kloster zu besetzen, ehe noch irgend jemand ahnen konnte, daß dort der Mittelpunkt des ganzen Unternehmens läge, und Kosinskys Schwäche ist ein Glück geworden, denn wäre durch dieselbe Poniatowsky nicht befreit, so wäre er in die Hände der Russen gefallen und Katharina hätte die Frucht unserer Arbeit geerntet. — Doch ich erzähle Euch da nichts Neues," fügte er spöttisch und bitter hinzu; „Ihr seid ja hier im Mittelpunkt aller Ereignisse, Ihr wißt ja, was geschehen ist, und werdet auch wohl besser als ich wissen, wie es hat geschehen können!"

„Es hat ein Verhängnis gewaltet," sagte Potocky mit unsicherer Stimme und niedergeschlagenem Blick, „dagegen vermag menschliche Berechnung nichts; doch," fuhr er dann, schnell ablenkend und unruhig umherblickend, fort, „ich fürchtete, daß Ihr gefangen werden möchtet."

„Fast wäre ich's," erwiderte Pulasky, „und niemand vielleicht würde es dann erfahren haben, in welchem Winkel Sibiriens mein Leben sein Ende gefunden. Ich ritt," fuhr er fort, „in jener Nacht der bangen Erwartung nach

Czenstochow, um dort Eure Ankunft vorzubereiten; in der Ungeduld hatte ich mein Pferd übertrieben, und um am andern Tag meinen Weg fortsetzen zu können, mußte ich in einem kleinen Dorfe rasten. Während das müde Tier sich erholte und ich im flüchtigen Schlummer meine Ungeduld zu vergessen suchte, jagten Reiter auf der Straße vorbei, und von dem Bauer, in dessen Hütte ich ruhte, geweckt, erkannte ich zu meinem Schrecken Kosaken und russische Grenadiere auf Wagen. In fliegender Hast brauste der ganze Zug auf der Straße dahin, welchem ich folgen mußte, um nach Czenstochow zu gelangen. Vorsichtig ritt ich weiter, mich so gut als möglich verbergend, um nicht in die Hände eines Nachtrabs zu fallen, der vielleicht noch folgen konnte. In jedem Ort, durch den ich kam, erfuhr ich, daß die Russen vor mir hergezogen waren und daß sie immer neue Pferde aufgeboten hätten, um mit den Wagen den unermüdlichen Kosakenpferden folgen zu können. Immer besorgter setzte ich meinen Weg fort. In der Stadt Czenstochow fand ich alles in höchster Aufregung. Man erzählte mir, daß die Russen nach kurzer Verhandlung in das Kloster eingezogen seien, daß man am Thor nichts von ihnen bemerken könne und daß der Vater Guardian herabgekommen sei, um für die ganze Umgegend den strengen Befehl zu geben, daß man jeden warnen solle, sich dem Kloster zu nähern. — Ich begriff, daß alles verloren sei, nur wie das alles hatte geschehen können, begriff ich nicht! Meine ganze Sorge war, daß Ponia-

towsky sich in den Händen der Russen befinden möchte. Ich forschte vorsichtig nach, doch niemand rings umher hatte einen Reiterzug bemerkt, der während der Nacht oder am Morgen nach dem Kloster gekommen sein mochte. Ich verbarg mich in der Stadt Czenstochow und durchstreifte in der nächsten Nacht die ganze Gegend, ohne gewisse Kunde erlangen zu können. Endlich kam die Nachricht von Warschau, daß Poniatowsky gerettet und hier wieder eingezogen sei. Immer ausführlichere Berichte kamen. Ich erfuhr Kosinskys That, ich begrüßte sie als ein Glück, war nun doch nur unser Plan vereitelt, war doch dessen ersehnte Frucht den Russen entgangen, welche schon so oft versucht haben, die Söhne unseres Vaterlandes zu ihren wissenden oder unwissenden Werkzeugen zu erniedrigen. Alles war beim alten geblieben, alles konnte künftig einmal wiedergewonnen werden, aber," fuhr er mit rauher, drohender Stimme fort, „eins war hart und bitter, eins war schlimmer als Kosinskys feige Schwäche, das war die entsetzliche Wahrheit, daß es unter den Söhnen Polens, die sich zur Rettung des Vaterlandes verbunden hatten, einen Verräter gegeben habe, denn ohne solchen Verrat konnten die Russen nicht nach Czenstochow gekommen sein. — Ich wartete immer noch in meiner Verborgenheit, um zu sehen, was weiter geschehen würde, denn der die Sache verraten hatte, konnte auch die Personen verraten. Ich erfuhr die Einsetzung des Gerichtshofs, ich erfuhr, daß der Graf Felix Potocky unter den

Richtern sitze, ich erfuhr auch, daß mein Name nicht genannt sei, da unternahm ich es, zurückzukehren."

„Hat man Euch gesehen?" fragte Potocky hastig; „wollt Ihr hier bleiben, wo Ihr nicht sicher seid?"

„Der Richter über Lukawsky und Strawensky sollte wohl die Macht haben, mir meine Sicherheit zu verbürgen," sagte Pulasky bitter; „doch seid unbesorgt, ich bin nicht gesonnen, der Gefahr zu trotzen und mein Leben einzusetzen in einem Spiel, bei welchem für mich keine Ehre und für das Vaterland kein Vorteil zu gewinnen ist; ich will mein Leben erhalten für eine Zukunft, welche, wie ich hoffe und glaube, dennoch die Freiheit — und die Rache bringen soll!"

„Und was wollt Ihr thun?" fragte Potocky, unruhig.

„Fürchtet nichts, Graf Potocky," erwiderte Pulasky mit kaltem Lächeln, „meine Gegenwart hier soll Euch keine Gefahr bringen, keine Verlegenheit bereiten! Ich will weithin über das Meer gehen, um unter den Fahnen des großen Washington in den heiligen Kampf eines edlen Volkes für seine Unabhängigkeit einzutreten. Wenn ich dort falle, so wird die ewige Gerechtigkeit mein Blut für die Freiheit meines polnischen Volkes anrechnen, und wenn mein Leben erhalten bleibt, so werde ich dort lernen, wie man fremde Tyrannei zerbricht. Von Euch, Graf Potocky, verlange ich einen letzten Dienst."

„Sprecht, mein Freund, sprecht!" rief der Graf lebhaft; „Ihr wißt ja, alles, was ich habe, steht zur

Verfügung meiner Freunde, unter denen Ihr der erste seid."

„Ich verlange nichts von dem, was Ihr habt, Graf Potocky," erwiderte Pulasky; „ich bin nicht reich geworden auf Euren Gütern, aber zur Reise nach Amerika reichen meine Mittel, und dort wird ja wohl für einen Soldaten der Freiheit ein Stück Brot noch übrig sein! Nur den Weg sollt Ihr mir öffnen, daß ich nicht dennoch den Schergen der Tyrannei in die Hände falle."

„Und wie?" fragte Potocky erschrocken. „Ihr wißt, ich muß vorsichtig sein, um meine Stellung nicht zu gefährden, um mich für die Zukunft des Vaterlandes zu erhalten."

Es war ein unbeschreiblicher Blick, mit dem Pulasky bei diesen Worten ihn ansah.

„Ich war der Intendant Eures Hauses," sagte er, „ja, ich bin es noch, und habe oft in Eurem Auftrage Reisen, auch ins Ausland, gemacht; gebt mir also einen Auftrag für Paris, für einen Einkauf oder was Ihr wollt, und schafft mir einen Paß dazu, damit ich ungehindert die Grenze überschreiten und Frankreich erreichen kann, Ihr sollt dann, das verspreche ich Euch, niemals mehr von mir hören!"

Potocky blickte sinnend vor sich nieder.

„Ihr zögert, Graf Felix," sagte Sophia, „Euren Freund vor Gefahr zu retten? Was Herr Pulasky

verlangt, ist wahrlich billig und gerecht und Ihr seid es ihm schuldig."

„Ihr hört es, Graf Potocky!" sagte Pulasky höhnisch. „Was diese Dame für recht hält, muß doch wohl recht sein. Seid unbesorgt, ich bin die Vorsicht gewöhnt, Euer Intendant wird sicher nach Paris kommen und Euch nicht in Verlegenheit setzen. Ich weiß es ja ebenso gut als Ihr, wie notwendig es ist, Euch der Zukunft zu erhalten für des Vaterlandes Freiheit — und des Vaterlandes Rache," fügte er leise hinzu.

„In einer Stunde soll der Paß bereit sein," sagte Potocky schnell; „doch Ihr müßt ja Geld bedürfen, ich bitte Euch, nehmt von einem Freunde, der Euch mehr Dank schuldet, als er jemals Euch abtragen kann."

„Ich sagte Euch schon, Graf Potocky, daß meine Barschaft ausreicht," erwiderte Pulasky kurz und kalt; „vielleicht werde ich den Tod auf dem Schlachtfelde finden, während meine armen Freunde hier dem Henker verfallen, vielleicht auch werde ich erhalten bleiben, um sie einst zu rächen."

„Es hat so kommen müssen, Wazlaw," sagte Potocky bewegt, „niemand kann gegen das Schicksal ankämpfen. Lebt wohl, der Himmel sei mit Euch!"

Er reichte ihm die Hand, indem er jetzt zum erstenmal wie bittend die Augen zu ihm aufschlug.

„Ja," erwiderte Pulasky finster, „es hat so kommen müssen. Der Löwe ist wehrlos gegen die Schlange, der Mann gegen den Verrat!"

Er nahm Potockys ausgestreckte Hand nicht, ohne Gruß wendete er sich um und verließ das Kabinet.

„Ist es nicht dennoch unvorsichtig,“ sagte der Graf, dessen Gesicht in heller Röte aufflammte, als Pulasky ihm den Rücken wendete, „ist es nicht dennoch unvorsichtig, ihn gehen zu lassen mit einem Geheimnis, das er wie einen vergifteten Pfeil rückwärts gegen mich schleudern kann?“

„Laß ihn gehen,“ erwiderte Sophia, „gehen so weit als möglich! Menschen wie er sind unbequem in der Nähe, sie sind nicht zu berechnen und nicht zu leiten, da uns die Zügel für sie fehlen, an denen man die Menschen führt. In der Ferne ist er unschädlich, seine Flucht ist seine Verurteilung, jede Anklage, die er von fern her gegen Dich schleudern möchte, wird auf ihn selbst zurückfallen. Zu fürchten wäre er nur, wenn er jemals zurückkäme, um sich zu rächen, aber daß das nicht geschieht, dafür werden wir sorgen — wir und die Kaiserin Katharina.“

Eine Stunde später stieg an einer Seitenpforte des Potockyschen Palastes Wazlaw Pulasky in einen einfachen kleinen Reisewagen, dessen er sich stets auf seinen Geschäftsreisen zu bedienen pflegte. Zwei Postklepper waren davor gespannt. Sein Diener, den er diesmal nicht mit sich nahm, trug den kleinen Koffer mit dem notwendigsten Reisegepäck. Ehe Pulasky in den Wagen stieg, wendete er sich noch einmal um, und während der Diener den Koffer an seinen Platz brachte, schüttelte er, leise die Lippen bewegend, den Staub von seinen Füßen. Der

Wagen fuhr davon durch die belebten Straßen der Stadt und rollte bald auf der Landstraße der deutschen Grenze zu.

*

Graf Felix Potocky begab sich nach dem Gerichtshof und betrat in stolzer und sicherer Haltung den Sitzungssaal, in welchem die erlauchte Versammlung der ersten Richter und Würdenträger des Reiches tagte.

Noch war der Prozeß wenig weiter gekommen. Außer Lukawsky war auch Strawensky von den umherschweifenden Patrouillen gefangen worden, sowie noch einige der untergeordneten Verschworenen. Wohl hatte man in Lukawsky und Strawensky die Wirtschaftsführer auf dem Wiesengute des Grafen Potocky erkannt, sie selber aber blieben bei fortgesetztem Leugnen und verweigerten auf jede an sie gestellte Frage die Antwort.

Graf Potocky ward über die Person der Gefangenen befragt; er hatte mit hochmütig gleichgiltiger Miene geantwortet, daß ihm die Wirtschafter auf seinen kleinen Gütern nicht bekannt seien und daß sein Intendant, der allein und selbständig alle Wirtschaftsangelegenheiten verwalte, sich auf Reisen befinde.

Diese Auskunft genügte freilich nur vorläufig, und gerade deshalb war der Graf um Pulasky in so großer Sorge und Unruhe gewesen.

Das Wiedererscheinen und die Abreise Pulaskys hatte ihn von dieser drückenden Last befreit, denn nun war es

ja unmöglich geworden, irgend einen Zusammenhang zwischen ihm und den Verschworenen nachzuweisen. Deshalb trat er stolzer und siegesgewisser als je in den Sitzungssaal, manchen finsteren Blick, der sich auf ihn richtete, mit herausforderndem Hochmut erwidernd. Lukawsky und Strawensky hatten nichts von allem erfahren, was außerhalb vorgegangen war; sie wußten nichts von der Rettung und Wiederkehr des Königs. Wohl war es ihnen unzweifelhaft, daß durch irgend eine unglückliche Wendung der Plan gescheitert sein müsse, aber sie befanden sich im Zweifel darüber, ob das Gericht, vor dem sie standen, nicht unter der Macht des russischen Einflusses zusammengesetzt sei, sie hielten immer noch eine Erhebung des Volkes für möglich und blieben sowohl in ihrem eigenen Interesse als in dem aller ihrer Mitschuldigen bei dem unbedingten Leugnen stehen.

Der König hatte auf Kosinskys Bitte gewünscht, daß dieser von der ganzen Gerichtsverhandlung ausgeschlossen bleibe, um nicht die Zukunft, die er ihm versprochen, unmöglich zu machen, und der Gerichtshof hatte dem Wunsche des Königs mit Rücksicht auf Kosinskys Verdienst um dessen Rettung entsprochen; endlich aber war dennoch der Beschluß gefaßt worden, Kosinsky den anderen Verschworenen gegenüberzustellen. Mit schwerem Herzen hatte der König darein willigen müssen, da er nicht die Macht besaß, einem Beschluß des Gerichtshofs zu widersprechen, doch hatte er sich ausdrücklich die Bestimmung über Kosinskys

Schicksal vorbehalten und sich von den Mitgliedern des Gerichtshofs die Freiheit und das Leben seines Retters bei ihrem Wort verbürgen lassen.

Der Gerichtshof war versammelt. Die Angeklagten Strawensky und Lukawsky, sowie vier ebenfalls gefangene andere Verschworene wurden eingeführt.

Lukawsky und Strawensky waren bleich und erschöpft von der Kerkerhaft, aber düstere Entschlossenheit lag auf ihren Zügen und fast wie ein spöttisches Lächeln zuckte es um ihre Lippen, als sie wie immer auf alle ihnen vorgelegten Fragen die Antwort verweigerten.

Der Großkanzler, der den Vorsitz führte, winkte, und unmittelbar darauf wurde Kosinsky von den Wachen in den Saal geführt. Er war bleich, seine Haltung unsicher und schwankend. Als er Strawensky und Lukawski erblickte, färbte sein Gesicht sich mit hellem Rot. Ein zorniger Blitz flammte in seinen Augen auf.

Die beiden sahen sich erstaunt an, sie vermochten sich dieses späte Erscheinen ihres Genossen, den sie zuletzt bei dem König zurückgelassen, nicht zu erklären.

Der Großkanzler fragte beide nach einander, ob ihnen Kosinsky bekannt sei.

Beide antworteten ihrer Gewohnheit gemäß mit „Nein!"

„Euer Leugnen wird euch nichts helfen," sprach der Kanzler feierlich, „ihr werdet anerkennen müssen, daß Gott selbst seine Hand ausgestreckt hat, um euer Verbrechen zu

vereiteln. Redet Ihr, Johannes Kosinsky, und erzählt, wie die verbrecherische That geschah und wie es kam, daß der tückische Plan verhindert wurde."

Kosinsky erzählte in tiefer Bewegung den ganzen Hergang, wie er zuerst von den übrigen Verschworenen in ihren Plan hineingezogen worden, wie er auf das wunderthätige Bild der Madonna geschworen, wie dann alles vorbereitet worden und wie während jener Zeit ihm häufig Zweifel und Bedenken gekommen seien. Er ging dann über zu den Vorgängen in der verhängnisvollen Nacht, in der er von den übrigen getrennt worden und endlich mit dem König im Walde bei Mariemont allein geblieben war. Erschütternd war es, wie er seine Unterredung mit dem König im einsamen Walde erzählte, wie er den Eindruck der Worte des Königs schilderte, als dieser ihm die Ungiltigkeit seines gotteslästerlichen Eidschwurs klar gemacht hatte. Viele von den Beisitzenden des Gerichts beugten ihre Häupter nieder, um die Thränen zu verbergen, die aus ihren Augen hervorbrachen.

Am meisten bewegt schien Felix Potocky; er fuhr mit seinem Tuch über die Augen und blickte, mehrmals tief seufzend, aufwärts, als ob er dem Himmel für die Vereitlung eines so fluchwürdigen Verbrechens danken wolle.

Kosinsky erzählte alles einfach, klar und verständlich, nur seine Liebe berührte er nicht und sprach nicht von der Zusage des Königs, die Wünsche seines Herzens zu unterstützen; er erwähnte nur das Versprechen des Königs, daß

ihm seine Bekehrung und seine rettende Hilfe gnädig angerechnet werden sollen.

Als er geendet, fragte der Kanzler: „Nun, Johannes Kosinsky, erkennt Ihr in jenen beiden dort Eure Genossen, mit denen Ihr den verbrecherischen Plan vorbereitet und ausgeführt habt?“

Kosinsky sah hinüber zu Lukawsky und Strawensky, die ihn starr und finster anblickten. Einen Augenblick schien er zu zögern, dann aber sprach er mit klarer, fester Stimme: „Ja, ich erkenne sie; sie sind es gewesen, die mir ihr Unternehmen als eine heilige Pflicht gegen das Vaterland darstellten und die mir jenen furchtbaren Eid abnahmen, der so lange auf meiner Seele brannte, sie sind es gewesen, die mich endlich verließen, um auf meine Schultern allein die Verantwortung für die ungeheure That zu laden.“ Er trat, ohne daß die Wachen ihn daran hinderten, zu Lukawsky und Strawensky heran und sagte: „Bereut, wie ich es gethan habe! Gott hat das Verbrechen verhindert, so ist ja Verzeihung und Sühne möglich! Der König, den ihr mich hassen lehrtet, ist gnädig, ruft seine Gnade an, er wird sie euch nicht versagen.“

Er wollte, von innerer Bewegung fortgerissen, wie bittend Lukawskys Hand ergreifen. Dieser aber zog seinen Arm so heftig zurück, daß die Ketten klirrten, und rief mit rauher Stimme: „Zurück, ehrloser, meineidiger Verräter! Deine Berührung ist Pest! O, ich hatte wohl recht, als ich vor Deinem Verrat warnte, und ein Thor war ich,

daß ich den Dolch zurückhielt, der schon auf Deine Brust gezückt war, als Du im Park von Malovice der Tochter des knechtischen Starosten Lubiensky Dein Geheimnis preisgabst!"

„Ha," rief Kosinsky totenbleich mit bebender Stimme, während die ganze Versammlung entsetzt den Namen des Starosten Lubiensky aus Lukawskys Munde hörte, „so hast Du also mich tückisch belauscht, während Du mich auf den Weg des Verderbens locktest? Verwünscht sei jedes Mitleid, das für Dich in meiner Brust sich regte. Der Himmel möge die Strafe für Dein Verbrechen auf Dein Haupt schleudern!" Er erhob drohend die geballte Faust.

Die Wachen stellten sich zwischen ihn und Lukawsky, der mit gekreuzten Armen dastand. Eine Zeit lang unterhielten sich die Mitglieder des Gerichtshofes leise miteinander.

Dann fuhr der Großkanzler fort: „Was sagt ihr nun, Lukawsky und Strawensky, gegenüber dem Bekenntnis eures Schuldgenossen? Wagt ihr noch zu leugnen, da so klares und unwiderlegliches Zeugnis euch entgegentritt?"

Die beiden Angeklagten sahen sich eine Zeit lang stillschweigend an, sie schienen sich mit ihren Blicken zu verständigen. Strawensky neigte wie zustimmend das Haupt. Dann trat Lukawsky einen Schritt vor und sprach:

„Wenn der Verrat mit eherner Stirne heilige Eide bricht, ohne daß des Himmels rächender Blitzstrahl auf

ihn niederschmettert, so ist die Sache, der wir uns geweiht, für jetzt verloren, und der ewigen Gerechtigkeit muß es anheimgestellt bleiben, sie einer rächenden und erlösenden Zukunft entgegenzuführen. Mein Leben gehört dem Vaterlande, ich hoffte es in offenem Kampfe der heiligen Sache zum Opfer bringen zu können, das Schicksal will es anders! So mag denn mein Blut auf dem Schafott fließen und die Rache herabrufen auf meine Richter! Die That entehrt, nicht die Strafe. Sprecht euer Urteil, ihr Herren, Ihr vor allen, Graf Felix Potocky!" fügte er mit schneidendem Hohn hinzu; „man wird Euch in Petersburg Dank wissen, daß Ihr die Zahl der polnischen Patrioten um einige Häupter vermindert, wir aber werden als Märtyrer der Freiheit durch unser Beispiel zeigen, wie tapfere Polen für das Vaterland sterben, und unser Blut wird dennoch nicht umsonst vergossen sein, wenn auch heute der Sieg uns entgeht."

Er trat zu Strawensky. Beide schüttelten sich die Hände. Das Klirren der Fesseln klang durch den totenstillen Saal.

„Lukawsky," rief Kosinsky, „Ihr habt mich schwer gekränkt, Ihr habt mich verlockt in frevelhaftem Spiel, dennoch flehe ich Euch an, laßt es nicht so enden! Ruft des Königs Gnade an, er wird sie Euch nicht versagen!"

Abwehrend streckte Lukawsky seine gefesselte Rechte aus und wendete sich, Kosinsky den Rücken kehrend, zu Strawensky. Die übrigen Verschworenen aber schienen von

Entsetzen und Furcht gebrochen; sie drängten zu den Schranken des Gerichtshofs vor, sanken in die Kniee und riefen jammernd: „Gnade! Gnade! Wir sind verführt durch jene, wir wußten nicht, was wir thaten! Habt Erbarmen mit uns, hohe Herren! Gnade! Gnade!"

Lukawsky blickte finster und voll Verachtung auf die Jammernden. Dann unterhielt er sich ruhig mit Strawensky. Niemand hinderte ihn in seiner freien Bewegung. Die Wachen blickten mitleidig auf die beiden Männer.

Während Lukawskys Aussage niedergeschrieben wurde, erhob sich Graf Felix Potocky.

„Nach den Erklärungen dieses Verbrechers," sagte er bleich, aber in stolzer Haltung und mit fester Stimme, „hat die Verschwörung ihren Sitz auf meinem Gute am Weichselufer gehabt, dort ist die hochverräterische That auch vorbereitet worden. Es liegt daher für mich der unabweisliche Verdacht vor, daß mein Intendant, Wazlaw Pulasky, welcher die Verwaltung meiner Güter und die Aufsicht über meine Diener führte und dem ich mein volles Vertrauen geschenkt, mit an dem Verbrechen beteiligt sei, und ich muß deshalb beantragen, auch gegen ihn die Anklage zu erheben. Er befindet sich in diesem Augenblick in meinem Geschäft auf Reisen, ich werde seinen Aufenthalt sogleich zu ermitteln suchen, und wenn ich ihn entdecke, soll dem Gerichtshof Anzeige gemacht werden."

Lukawsky lachte höhnisch auf. Der Großkanzler aber sagte:

„Der Verdacht des Grafen Potocky erscheint mir vollkommen begründet und ich werde nicht verfehlen, die Anklage gegen Wazlaw Pulasky zu erheben und ihn verhaften zu lassen, wo er sich treffen läßt. Sicherer freilich wäre seine Ergreifung gewesen, wenn der Herr Graf den Verdacht gegen ihn hier nicht öffentlich ausgesprochen, sondern die Nachforschungen im stillen veranlaßt hätte."

„Ich habe," erwiderte Potocky hochmütig und fast drohend, „gethan, was meine Pflicht war, nachdem ich die Aussage des Verbrechers hier gehört hatte, und ich durfte mit der Erfüllung dieser Pflicht um so weniger auch nur einen Augenblick zögern, da der Verdächtige in meinen Diensten und unter meinem Schutz gestanden hat. Ich bin Mitglied des Gerichtshofs und kein Beamter der Polizei, deren Sache es ist, der Verdächtigen habhaft zu werden."

Ein eisiges Stillschweigen folgte auf des Grafen Worte. Dann zog der Gerichtshof sich zurück und auch die Angeklagten wurden wieder in ihre Gefängnisse geführt. Sie hatten nicht lange zu warten, nach einer halben Stunde schon rief man sie wieder in den Saal, um ihr Urteil zu vernehmen.

Zuerst wurden Lukawsky und Strawensky zu den Schranken herangeführt. Der Kanzler erklärte sie nach dem einstimmigen Spruch des Gerichtshofs des Hochverrats und Königsmords schuldig und verkündete ihr Urteil dahin, daß sie von vier Pferden in Stücke gerissen

und dann ihre Glieder auf das Rad geflochten werden sollten.

Die beiden reichten sich die Hände, und während der Kanzler den weißen Stab über ihrem Haupte zerbrach, rief Lukawsky laut: „Unser Blut komme über unsere Richter, die als Diener der fremden Tyrannei die treuen Söhne des Vaterlandes morden!“

Kosinsky stand mit gefalteten Händen da, seine bleichen Lippen schienen ein Gebet für die Verurteilten zu flüstern. Die übrigen Gefangenen waren wieder auf die Kniee gesunken und ihre jammernden Bitten um Gnade hallten durch den Saal wider. Ihr Urteil lautete auf lebenslängliche Festungsarbeit, da sie nur verführt gewesen seien und Reue über ihr Verbrechen gezeigt hatten. Das Entsetzen der Armen war bei Verkündigung des furchtbaren Urteils über Lukawsky und Strawensky so groß gewesen, daß sie diese Strafmilderung als ein großes Glück empfanden und schluchzend den Richtern ihren Dank zuriefen.

Endlich trat Kosinsky vor. Auch er wurde des Hochverrats schuldig erklärt, aber mit Rücksicht darauf, daß er der Verführung zum Opfer gefallen sei und durch seine thatkräftig bewiesene Reue in Wirklichkeit das Leben des Königs gerettet, schenkte der Gerichtshof, da Seine Majestät sein dringendes Fürwort eingelegt, ihm Leben und Freiheit.

„Wir haben,“ fuhr der Großkanzler fort, während Kosinsky mit thränenden Augen die gefalteten Hände vor

die Brust drückte, „das Wort des Königs eingelöst, das er in seiner Großmut Euch gegeben. Wir können es aber als Wächter und Hüter des Gesetzes nicht zugeben, daß ein Sohn Polens, der sich nicht nur gegen die heilige Person des erwählten und gesalbten Herrschers, sondern auch gegen das Recht und die Verfassung seines Vaterlandes so schwer vergangen wie Ihr, straflos auf polnischem Boden einhergehe und verbannen Euch daher für ewige Zeiten aus den Grenzen der Republik mit der Warnung, daß Eures Hochverrats ganze Strafe an Leib und Leben gegen Euch vollstreckt werden soll, wenn Ihr jemals Euch wieder innerhalb der polnischen Grenzen betreffen lassen solltet.“

„O mein Gott,“ rief Kosinsky, „was nützt mir mein Leben, wenn —“ Er senkte schmerzlich seufzend das Haupt auf die Brust und stand einige Augenblicke schweigend da. „Auch Abschied soll ich nicht nehmen?“ rief er dann, „nicht noch einmal diejenigen Personen sehen dürfen, die ich liebe, deren Erinnerung ich mit mir tragen möchte als ein Vermächtnis des verlorenen Vaterlandes, des verlorenen Namens und der verlorenen Ehre?“

„Ihr werdet mir ein schriftliches Gesuch einreichen,“ sagte der Großkanzler, „und diejenigen Personen nennen, von denen Ihr Abschied nehmen möchtet, wir werden dann prüfen, ob Euer Wunsch erfüllt werden kann.“

Er winkte. Die Verurteilten wurden abgeführt. Der Gerichtshof zog sich zurück.

Kosinsky schwankte wie betäubt über den Korridor und sank ganz gebrochen in einen Sessel nieder, als er das Zimmer wieder erreicht hatte, das ihm zum Gefängnis diente. Die Hoffnungen, welche ihn mit lichten Bildern umschwebt hatten, waren plötzlich zerstört, seine Liebe, welche sein ganzes Wesen erfüllte, welche, ohne daß er sich Rechenschaft gab, alle seine Handlungen bestimmt hatte, sollte nun mit einemmal verloren sein, denn wie war es möglich, daß je der stolze Starost Lubiensky in die Verbindung seiner Tochter mit einem verbannten Hochverräter willigen könnte? Wohl zweifelte er nicht, daß Josefa bereit sein würde, mit ihm zu fliehen und sein Schicksal mit ihm zu teilen, wohin auch immer es ihn führen möchte, aber wie war es möglich, den Plan zu einer solchen Flucht mit ihr zu vereinbaren?

Seine Gedanken verwirrten sich. Lange Zeit saß er wie zerschmettert da. Ein dumpfes Schmerzgefühl war seine einzige Empfindung. Er wagte es nicht, zu murren, nicht den König und sein Schicksal anzuklagen. Hatte er nicht dasselbe gethan wie die übrigen, und war nicht seine That deshalb noch strafbarer, weil er sie nicht gethan hatte in der Ueberzeugung von ihrer Notwendigkeit für das Vaterland wie Lukawsky und Strawensky, sondern in zweifelndem Schwanken? Und ihm war doch Freiheit und Leben gelassen, während Lukawsky und Strawensky zu schimpflichem und martervollem Tode verurteilt worden und die übrigen Genossen der Verschwörung ihr elendes

Leben hinbringen sollten in schwerer Zwangsarbeit. — Konnte er noch mehr verlangen, ohne vom Himmel eine Ungerechtigkeit zu erbitten? — Hatten nicht seine Genossen in stolzer Ruhe ihr furchtbares Los auf sich genommen und war es nicht eine unwürdige Feigheit, wenn er jammernd sein Schicksal beklagte.

Er war nahe daran, in stumpfe Resignation zu verfallen und gleichgiltig alles über sich ergehen zu lassen. Da aber trat Josefas Bild vor seine Seele — die Erinnerung an die Geliebte mahnte ihn, daß er nicht allein sei, daß sie ihre ganze Hoffnung auf ihn setze, daß er die Pflicht habe, ihr Leben zu retten vor dem Zwange der unwürdigen und verhaßten Verbindung oder der vernichtenden Einsamkeit des Klosters. — Er mußte handeln für Josefa, gegen die allein er heilige Pflichten zu erfüllen hatte -- was gingen ihn die anderen an, die ihn zum Werkzeug ihres Ehrgeizes hatten machen wollen, und die ihn nun Verräter schalten, weil er es nicht vermocht hatte, einen wehrlosen Mann zu ermorden! Weit fort warf er alle seine Zweifel — er sah nur das Bild seiner Josefa, die mit thränenden Blicken hilfeflehend die Arme nach ihm ausstreckte. Man hatte ihm Papier und Schreibzeug gelassen. Er setzte sich an seinen Tisch und begann die von dem Großkanzler geforderte Bittschrift zu entwerfen, aber wieder stiegen neue Zweifel in ihm auf — durfte er den Namen der Geliebten, der schon von Lukawsky so rücksichtslos vor dem Gerichtshof ausgesprochen war, mit dem

seinen verbinden, dem Kanzler gegenüber seine Liebe zu Josefa Lubienska offen bekennen und vielleicht zum Gespräch aller Welt machen? Würde das der Starost ihm jemals verzeihen — würde er dadurch vielleicht nicht für immer die letzte Hoffnung auf eine glückliche Gestaltung der Zukunft abschneiden? Er hielt wieder inne und zerriß den Bogen, den er halb beschrieben hatte.

War es nicht besser, wenn er sich an den König wendete, wenn er von ihm, der ja seine Liebe kannte, eine letzte Zusammenkunft mit Josefa erbat? Seine volle Begnadigung zu erbitten, wagte er nicht mehr, seitdem der Stab über Lukawsky gebrochen war. Er hätte es nicht wagen mögen, sich in Polen zu zeigen — der Verdacht des feigen Verrats, den Lukawsky ihm ins Gesicht schleuderte, mußte ja vielen gerechtfertigt erscheinen, wenn Gunst und Gnade ihm zu teil wurden, während seine Gefährten von der vollen Schwere des unerbittlichen Gesetzes zermalmt waren. Einmal nur wollte er seine Josefa noch sehen — fühlte sie so, wie er dachte und glaubte, dann würde sie ja bereit sein, seine Verbannung zu teilen, dann würde er es wagen können, heimlich zurückzukehren, um sie zu entführen, dann würde er noch einmal sein Leben für seine Liebe einsetzen und dem Himmel die Entscheidung überlassen, ob er Sieg oder Untergang finden solle.

So schrieb er denn an den König, aber immer und immer wieder verwirrten sich seine Gedanken, immer befand er sich in peinvollen Zweifeln schwankend zwischen

dem Bilde Josefas, das sehnend und bittend ihm entgegenschwebte und der finsteren Gestalt Lukawskys, welche drohend die Hand gegen ihn ausstreckte unter schwerer Anklage und bitterer Verwünschung. Einen Bogen nach dem andern beschrieb er und immer wieder zerriß er seine Arbeit, immer wieder verschwand ihm die mühsam errungene Ruhe des festen Entschlusses.

Die Dunkelheit des Abends sank herab. Die Feder entfiel seiner Hand — fast waren seine Kräfte zu Ende und seine Augen schlossen sich zu einem leichten Schlummer der Erschöpfung. Er fuhr empor von hellem Licht geblendet — sein Wächter hatte, wie er es an jedem Abend zu thun pflegte, Kerzen in sein Gemach gebracht, aber heute entfernte er sich nicht wie sonst wieder, nachdem er die Leuchter auf den Tisch gestellt, sondern er forderte Kosinsky, als derselbe aus seinem Schlummer emporfuhr, auf, ihm zu folgen. Er antwortete nicht auf die erschrockene Frage des jungen Mannes und wiederholte seinen Befehl kurz und streng.

Kosinsky schritt hinter dem Wächter, der die Uniform der Ulanen des Königs trug, durch eine Reihe von matt erleuchteten Gängen an verschiedenen Posten vorbei, bis endlich sein Führer eine kleine Thür vor ihm öffnete, dann hinter derselben einen Vorhang emporhob und ihn eintreten ließ. Zitternd folgte Kosinsky dem Befehl.

Er begriff nicht, wohin man ihn führen möchte. Eine unbestimmte Furcht erfüllte ihn. Sollte ihm vielleicht

nur ein schmachvoller Tod durch Henkershand erspart bleiben — sollte er in der Stille hier sein Verbrechen sühnen, wie er wohl gehört hatte, daß es in alter Zeit geschehen sei, oder sollte etwa in dieser Stunde schon das Verbannungsurteil an ihm vollzogen werden? Er schauderte bei diesem nur zu wahrscheinlichen Gedanken, der alle Hoffnungen seiner Liebe abschnitt, und blickte zagend auf, als die Thür, durch welche er eintrat, sich wieder hinter ihm schloß.

Das Gemach, in dem er sich befand, war durch einen Kronleuchter von Bergkristall hell erleuchtet; Gestelle mit Büchern standen rings umher; Porträts in dunklen Rahmen hingen an den Wänden; ein Tisch, mit Mappen und aufgeschlagenen Büchern bedeckt, stand in der Mitte, und neben diesem Tisch erblickte Kosinsky, als sein Auge sich an das plötzliche Licht gewöhnt hatte, den König Stanislaus August bequem in einen Fauteuil zurückgelehnt.

Ueber den weißseidenen, silbergestickten Unterkleidern seines französischen Hofkostüms trug der König einen weiten Hausrock von schwarzem Sammet. Er blickte freundlich lächelnd zu Kosinsky hinüber. Dieser stand einen Augenblick in starrem Erstaunen da, dann eilte er zu dem Könige hin, kniete zu dessen Füßen nieder und küßte seine Hand.

„Nun, mein junger Freund,“ sagte Stanislaus August mild, mit herzlicher Freundlichkeit, „seid Ihr zufrieden mit mir? Habe ich mein Wort gehalten, durch das ich Euch Leben und Freiheit verbürgte?“

„O mein erhabener Herr," rief Kosinsky, der beim Anblick des edlen, milden Gesichts des Königs allen Mut wiederfand, zu dem er sich in der Einsamkeit des Zimmers nicht hatte aufraffen können, „Eure Majestät haben mehr gethan, tausendmal mehr, als ich verdient, indem Sie mir ein Verbrechen verziehen, das ich doch so nahe daran war auszuführen, und dennoch," sagte er schmerzlich aufseufzend, „dennoch — o mein Gott —"

„Ihr seid nicht zufrieden?" sagte der König, „Ihr habt noch Kummer, noch Wünsche?"

„Wünsche?" fragte Kosinsky; „habe ich das Recht, zu wünschen? Dem Kummer freilich zu gebieten steht es nicht in des Menschen Macht, und verlorene Liebe ist wohl der schwerste Kummer auf Erden!"

„Ich will nicht," sagte Stanislaus August, „daß mein Retter unglücklich sei; Ihr habt wohl ein Recht auf meine Hilfe und meinen Beistand erworben und sollt frei mir sagen, was Euch noch bedrückt. Doch zuvor," fügte er lächelnd hinzu, „hört, was ich gethan und thun will, um das Wort einzulösen, das ich Euch im Walde von Mariemont gegeben, als mein Leben in Eurer Hand lag."

„Eure Majestät," rief Kosinsky, „haben so viel für mich gethan, daß die Gnade vielleicht größer war als die Gerechtigkeit. Mein Herz schnürt sich zusammen, wenn ich an Lukawsky denke, an Strawensky und auch an jene armen Verirrten, welche im Kerker ihr Leben beschließen sollen."

Des Königs Gesicht verfinsterte sich. „Laßt uns von Euch sprechen," sagte er, indem er mit der Hand über die Stirn fuhr, als ob er traurige Gedanken verscheuchen wolle, „von Euch, meinem Retter, dem ich mein königliches Wort verpfändet. Euer Leben und Eure Freiheit ist gesichert," fuhr er fort, „wie ich es Euch versprach; vor der Verbannung konnte ich Euch nicht retten, der Großkanzler war unbeugsam und forderte die Sühne zum Beispiel und zur Wahrung der Majestät des Gesetzes."

„Er hatte recht, gewiß, er hatte recht," rief Kosinsky; „und dennoch, o, es ist so hart, nicht Abschied nehmen zu dürfen, in Ungewißheit ein liebendes Herz zurückzulassen, er hatte recht, und dennoch wage ich es, Eure Majestät zu bitten —"

„Hört zu Ende, mein Freund," unterbrach ihn der König. „Außer der Zusicherung Eures Lebens und Eurer Freiheit versprach ich Euch, Eurer Liebe meinen Schutz zu gewähren und für Euch zu werben bei meinem Freunde, dem Starosten Lubiensky, um seine Tochter Josefa —"

„Ich war verblendet, erhabener Herr," sagte Kosinsky schmerzlich; „daß ich daran nur denken, das nur für möglich halten konnte! Nicht das war es, was ich von Euch erbitten wollte, nur einmal noch möchte ich —"

„Ich habe mein Wort gehalten," fiel der König ein, „und ich hoffe, daß es mir gelungen ist, meine Schuld gegen den Retter meines Lebens zu tilgen."

Kosinsky sah ihn starr an; er schien den Sinn seiner Worte nicht fassen zu können, welche eine Hoffnung erweckten, für die er in seiner Seele keinen Platz mehr fand.

Der König klatschte in die Hände. Ein Thürvorhang an seiner Seite wurde emporgehoben. Der Starost Lubiensky, ein hoher, streng blickender Herr, trat ein und sah mit finster durchdringenden Blicken auf Kosinsky. Ihm folgte zitternd und hocherglühend seine Tochter Josefa.

Kosinsky sprang auf und wankte, die Hände ausstreckend, einige Schritte rückwärts.

„Josefa, Josefa!" rief er mit unsicherer Stimme.

Er schien zu glauben, daß ein Trugbild seiner Sinne ihn täuschte.

„Nun," sagte der König freundlich lächelnd, „ich habe Eure Werbung bei meinem edlen Freunde unterstützt, ich habe ihm gesagt, was Ihr für mich gethan und um mich verdient habt, in seine Hand habe ich die Belohnung für den Retter des Königs gelegt, und er vertraut der Hand, der ich mein Leben verdanke, das Glück seiner Tochter, die ihm gestanden hat, daß sie nur mit Euch glücklich sein könne."

Kosinsky drückte die Hände gegen seine Stirn, er vermochte noch immer nicht den so ungeheuren Wechsel zwischen so hoffnungslosem Elend und so überwältigendem Glück zu fassen. Immer noch wiederholte er mit zitternden Lippen den Namen der Geliebten, die ihm unter Thränen entgegenlächelte.

„Es ist so, junger Mann," sagte der Starost ernst und streng, „wie Seine Majestät es Euch sagen. Der König hat Euch den Namen Eures edlen Vaters, den Ihr verloren, wiedergegeben, er hat Euch zum Lohn für seine Errettung aus schwerer Gefahr, in die Ihr freilich selbst ihn gestürzt, seinen Schutz für Eure Liebe zugesagt, in meiner Hand liegt es, das Wort meines königlichen Herrn einzulösen, und als treuer Unterthan und ergebener Freund Seiner Majestät habe ich mich entschlossen, diese Pflicht zu erfüllen. Es ist eine schwere Pflicht," fügte er hinzu, „meine Tochter liebt Euch — macht sie glücklich — gebt ihr Ersatz für das Vaterland, das sie um Euch verläßt — macht Euch meines Namens und des Euren, den des Königs Gnade Euch zurückgibt, würdig und laßt mich niemals bereuen, daß ich meines Königs Wort mit meines Namens Ehre und meines Kindes Glück eingelöst habe."

Stanislaus August beugte sich zu dem Starosten hinüber und schüttelte dessen Hand.

Josefa umarmte weinend ihren Vater. Dann trat sie zu Kosinsky, der sie, im Uebermaß des Entzückens die Gegenwart des Königs vergessend, in seine Arme schloß.

„Es ist zu viel," rief er, „zu viel, bei Gott, der Gnade und des Glücks!"

Er sank wieder auf die Kniee nieder. Josefa kniete neben ihm und beide küßten des Königs Hände; ihre Blicke dankten ihm mehr, als es Worte hätten thun können.

„Eure Güter kann ich Euch nicht wiedergeben," sagte Stanislaus August, „doch der Starost Lubiensky wird seine Tochter nicht darben lassen, und hier nehmt einen Notpfennig aus der Hand Eures Königs!" Er reichte Kosinsky ein Portefeuille, das unter den Mappen auf dem Tisch gelegen hatte, und fuhr dann, schnell dessen Dank abwehrend, fort: „Ich habe für Euch eine Zuflucht gefunden in den Staaten des heiligen Vaters. Der oberste Priester der Kirche ist der beste Schutzherr für Euch, dessen Verbrechen Gottes wunderbare Gnade durch bußfertige Reue zum Segen gewendet. Nehmt diesen Brief des apostolischen Nuntius an den Kardinalstaatssekretär in Rom; er wird Euch seinen Schutz gewähren und eine Stellung im Dienst seiner Heiligkeit verschaffen. Und nun," sagte er aufstehend, „folgt mir, damit ich das Werk meiner Dankbarkeit für Euch vollende!"

Er stützte seinen Arm leicht auf den des Starosten Lubiensky und schritt durch den großen Audienzsaal, dann durch einige andere Zimmer, welche sich demselben anschlossen, nach der kleinen Kapelle des Palastes.

Kosinsky folgte mit Josefa. Noch immer glaubte er zu träumen, nur der warme Druck von der Hand der Geliebten versicherte ihn, daß alle Wunder, die in so schneller Folge auf ihn eindrangen, Wirklichkeit seien. Alle Räume, welche der kleine Zug durchschritt, waren leer, nur der vertraute Kammerdiener des Königs ging voran, um die Thüren zu öffnen.

In der Kapelle brannten die Kerzen. Des Königs Hauskaplan stand vor dem Altar. Auf seinen Wink knieten Kosinsky und Josefa vor den Stufen nieder und nach einer kurzen Ansprache des Geistlichen vollzog sich die heilige Handlung, welche die beiden tiefbewegten jungen Leute für das Leben unauflöslich verband.

„Nun geht mit Gott," sagte der König, „ich will beten, daß es Euch einst vergönnt sein möge, in das Vaterland zurückzukehren und durch Eure Dienste dann wieder gut zu machen, was Ihr an seinen Gesetzen verschuldet."

Kosinsky neigte sich auf die Hand des Königs. Eine Thräne fiel aus seinem Auge auf die königliche Rechte.

„Und Lukawsky?" fragte er leise, „und Strawensky?"

„Sie hätten mich nicht verschont," erwiderte der König finster, „und auch Euch mit kaltem Blut ihrem Wahn oder ihrem Ehrgeiz geopfert! Retten kann ich sie nicht, doch seid ruhig, die Schande und Qual des furchtbaren Richterspruchs soll ihnen erspart bleiben, der Gerichtshof hat ihnen auf mein Fürwort den Tod durch das Schwert zugestanden, wie er Edelleuten geziemt."

Der Starost küßte die Stirn seiner Tochter und legte segnend die Hand auf ihr Haupt.

Kein Wort wurde mehr gesprochen.

Des Königs Kammerdiener führte die Neuvermählten in den innern Hof des Palastes. Hier stand ein Reise-wagen mit vier Postpferden bespannt; zwei Ulanen von

des Königs Garde hielten an den Schlägen, Reisekoffer waren aufgeschnallt.

Der König hatte für alles gesorgt und sein Name klang unter Segenswünschen von den Lippen der Glücklichen, welche Hand in Hand durch das Abenddunkel in die Verbannung hinausfuhren, die ihnen dennoch eine Zukunft von lichter Hoffnung verhieß.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Der Fuchs in der Falle.

Unter den Gasthöfen in Berlin nahm zu jener Zeit derjenige des Herrn Vincenti, in der Brüderstraße, den ersten Platz ein. Dort stiegen die Kaufleute ab, welche in ihren Geschäften reisten und ebenso auch die vornehmen Fremden, welche nach Berlin kamen, um die immer mehr aufblühende Residenz des großen Königs, dessen Ruhm die ganze Welt erfüllte, kennen zu lernen, und alle fanden für ihre Verhältnisse zufriedenstellende Aufnahme und Bedienung.

Der Vincentische Gasthof unterschied sich freilich sehr wesentlich von unseren heutigen Hotels ersten Ranges. Es war ein altes, weitausgedehntes Gebäude mit engen Gängen und ziemlich kleinen Zimmern, die man heute kaum für ein vornehmes Privathaus angemessen gefunden haben würde; aber diese Zimmer waren mit gediegener Behaglichkeit möblirt. Die Küche des Hauses leistete Vorzügliches in kräftiger Hausmannskost und war auch im

stande, höheren Anforderungen eines verfeinerten Geschmacks zu genügen. Die Keller waren mit den vorzüglichsten Gewächsen vom Rhein und von Frankreich gefüllt, so daß auch verwöhnte und anspruchsvolle Reisende hier allen ihren Bedürfnissen Rechnung getragen fanden.

Vor diesen Gasthof war eines Abends bei hereinbrechender Dunkelheit der einfache Reisewagen des Herrn Axt vorgefahren. Der Geheimsekretär des Herrn von Görne hatte es sich nicht nehmen lassen, seinen geehrten Kollegen, wie er Herrn Serra wegen ihrer beider gemeinsamer Thätigkeit für den Minister nannte, nach dem Gasthof zu begleiten und sich zu überzeugen, daß derselbe ein gutes und bequemes Unterkommen finde. Erst nachdem er Herrn Serra in einem geräumigen und behaglichen Zimmer des zweiten Stockwerks etablirt wußte, verließ er denselben mit dem Versprechen, ihn am nächsten Morgen zu dem Minister von Görne zu führen.

Herr Vincenti begleitete den ihm bekannten Sekretär des Ministers bis vor die Thür. Im Begriff in den Wagen zu steigen, sagte Axt zu dem Wirt, der ihm den Wagenschlag öffnete: „Hört, mein lieber Vincenti, Ihr könnt mir, ja, wie ich glaube, auch meinem Herrn, einen Dienst leisten.“

„Der Herr Geheimsekretär haben ganz über mich zu befehlen,“ erwiderte Vincenti mit leicht fremdländischem Accent. „Der Herr Geheimsekretär wissen, daß Sie sich

sowohl auf meinen Eifer, als auf meine Verschwiegenheit unbedingt verlassen können.“

„Ich weiß das, mein lieber Vincenti. Nun denn, dieser Herr Serra, den ich soeben hierhergeführt und der ja schon früher bei Euch gewohnt hat —“

„Ganz recht — ganz recht — ein guter Kunde, der nicht knausert und an den Rechnungen mäkelt.“

„Nun also, dieser Herr Serra ist der Agent eines großen Handlungshauses in Warschau, der hierhergekommen ist, um ein außerordentlich wichtiges Geschäft mit der Seehandlung abzuschließen, welche, wie Ihr ja wißt, unter der Leitung Seiner Excellenz steht.“

„Ganz recht, ganz recht, Herr Geheimsekretär! Ich besitze selbst eine Aktie der Seehandlung und weiß der Leitung des Herrn Ministers großen Dank, denn mein Papier hat mir hübsche Prozente abgeworfen.“

„Nun,“ fiel Axt ein, „dem Herrn Minister liegt viel daran, für seine Entschließungen über das in Verhandlung stehende Geschäft Zeit zur ruhigen Erwägung und zum Abwarten von Nachrichten zu gewinnen, die auf seine Entschließungen von Einfluß sind. Die Auftraggeber des Herrn Serra dagegen möchten zur Eile drängen, welche in ihrem Interesse ist.“

„Ich verstehe, ich verstehe, Herr Geheimsekretär,“ rief Vincenti händereibend, indem seine schwarzen, stechenden Augen listig funkelten. — „Die Konkurrenz! — Die Konkurrenz ist ja ebenso wichtig im großen wie im kleinen.“

„Ihr begreift also, mein lieber Vincenti," sagte Axt, indem er dem Gastwirt lächelnd auf die Schulter klopfte, „daß wir dabei interessirt sind, genau zu wissen, was dieser Herr Serra hier treibt, und ich werde Euch sehr dankbar sein, wenn Ihr darauf achtet und mir mitteilt, was für Besuche er empfängt und wohin er geht. Es werden ja in Eurem Gasthofe Laufburschen vorhanden sein, welche eine Stunde übrig haben, um ein wenig in den Straßen umherzustreifen und geschickt genug sind, die Spur des Fremden nicht zu verlieren."

„Unbesorgt, Herr Geheimsekretär! ganz unbesorgt," sagte Vincenti mit überlegenem Lächeln; „es ist fast die Pflicht eines guten Gastwirtes, stets zu wissen, was seine Gäste treiben, für deren Schicksal er ja gewissermaßen verantwortlich ist, wenn sie etwa in schlechte Gesellschaft geraten sollten oder dergleichen."

„Ganz besonders," fuhr Axt fort, „liegt mir daran, daß dieser Herr Serra nicht etwa durch die Verzögerung ungeduldig werde und die Verhandlungen abbreche oder etwa gar fremden Konkurrenten sich zuwendet. Es ist daher sehr wichtig für mich, zu wissen, wenn er etwa abreisen wollte und wenn dies der Fall wäre, eine solche Absicht zu verhindern. Sollten Sie etwa Vorbereitungen zur Abreise bei ihm bemerken, so werden Sie uns davon sofort unterrichten und, ohne daß er es bemerkt, dafür Sorge tragen, daß ihm eine schnelle Abreise unmöglich werde — es gibt ja der Hindernisse so manche — oft

ist es gar schwer, Pferde zu finden — die Rechnungen lassen sich nicht sogleich aufstellen —"

„Ich weiß, ich weiß, Herr Geheimsekretär — seien Sie ganz gewiß, Herr Serra wird nicht abreisen, ohne daß Sie davon rechtzeitig unterrichtet werden, und Sie werden in allen Fällen Zeit haben, Ihre Maßregeln zu treffen."

„Wir haben uns also verstanden, mein lieber Vincenti, und es wird Ihr Schaden nicht sein, wenn Sie meine Wünsche pünktlich erfüllen." Er winkte grüßend mit der Hand und gab dem Postillon den Befehl, nach der Seehandlung zu fahren.

Vincenti blickte nachdenklich dem fortrollenden Wagen nach. „Ich verstehe, ich verstehe," sagte er, „da wollen zwei einander überlisten — es geht ja bei den großen Herren ebenso zu, wie bei den kleinsten Handelsleuten — und ich soll dabei helfen. Dieser Herr Arx ist ein Knauser, ein recht filziger Knauser und jener Fremde sieht mir wohl so aus, als ob er einen Dienst gut bezahlen würde. Es wäre da vielleicht ein sehr gutes Geschäft zu machen, wenn ich ihn benachrichtigte und ihm einen Ausweg aus der gestellten Falle zeigte. Doch nein, nein! Das wäre unvorsichtig, sehr unvorsichtig — das Geld des Fremden auf der einen und die Freundschaft oder Feindschaft des Herrn Arx auf der andern Seite, das wiegt sich noch nicht auf, und die Freundschaft des Herrn Geheimsekretärs ist doch wohl mehr wert, als ein immerhin noch zweifelhaftes Geschenk eines Unbekannten."

Er kehrte in das Haus zurück und stieg zu Herrn Serra hinauf, der sich in seinem Zimmer bereits eingerichtet und einige Papiere auf einen Tisch ausgebreitet hatte. Der Wirt fragte diensteifrig nach, ob sein Gast noch irgend etwas zu befehlen habe.

Serra, welcher im Begriff stand einen Brief zu schreiben, verneinte. „Doch,“ sagte er dann, während Herr Vincenti sich zögernd zurückzog, „Sie können mir einen Dienst leisten, mein lieber Herr Wirt.“

„Ich stehe zu Befehl, gnädiger Herr,“ erwiderte Vincenti eifrig, indem er schnell wieder von der Thüre zurücktrat und sich vor den Tisch des Fremden stellte, — „es ist ja meine Pflicht, jeden Wunsch meiner Gäste zu erfüllen.“

„Sagen Sie nicht, gnädiger Herr, mein lieber Wirt, — sagen Sie einfach: Herr Serra — ich bin nur ein Kaufmann, aber ich habe wichtige Geschäfte und Sie wissen, daß im Handel die Konkurrenz von großer Bedeutung ist.“

„Gewiß, gewiß, gnädiger Herr — Herr Serra,“ erwiderte Vincenti, indem er noch näher herantrat und ein wenig die Stimme dämpfte; — „die Konkurrenz kann uns die besten Geschäfte verderben, wenn wir nicht vorsichtig und wachsam sind.“

„In diesem Falle befinde ich mich, mein lieber Wirt; ich stehe im Begriff, ein wichtiges Geschäft abzuschließen und mein Konkurrent scheut vor keinem Mittel

zurück, meine Geheimnisse zu entdecken. Sie wissen, das Geheimnis eines Kaufmannes ist seine Waffe."

„Gewiß, gewiß, Herr Serra! Es ist wie der Degen des Soldaten; wenn ihm die Waffe aus der Hand gewunden ist, ist er wehrlos, ich kenne das, ein Gastwirt muß ja auch Kaufmann sein."

„Ich habe Beispiele erlebt," fuhr Serra fort, „daß die Post, ich spreche nicht von Preußen, aber von anderen Ländern, eine schlechte Bewahrerin von Geheimnissen ist, und ich zweifle nicht, daß meine Konkurrenten alles aufbieten werden, um auch auf diesem Wege ihre Zwecke zu erreichen. Nun ist das sehr leicht, da sie meine Handschrift kennen und man also meine Briefe leicht herausfinden kann."

„Ich begreife, ich begreife," sagte Vincenti schmunzelnd, „wenn Ihre Konkurrenten wirklich bei einem Beamten der Post Willfährigkeit finden sollten, so ist es doch unmöglich alle Briefschaften zu öffnen und zu durchsuchen, um die Ihrige zu entdecken."

„Deshalb also werden Sie mir einen dankenswerten Dienst leisten," sagte Serra, welcher inzwischen seinen Brief unterzeichnet und in einen Umschlag geschlossen hatte, „wenn Sie die Güte haben wollen, mir Ihre Handschrift für die Adresse meiner Korrespondenz zu leihen, sehen Sie, Sie haben nichts weiter zu thun, als diese Adresse hier auf den Umschlag zu setzen."

Er schrieb die Adresse einer kaufmännischen Firma

auf ein Blatt Papier und legte es dem Gastwirt hin, indem er ihm zugleich eine Feder in die Hand drückte.

„Mit Vergnügen, mit Vergnügen," sagte Herr Vincenti. Er zog einen Stuhl heran und schrieb, sorgfältig auf jeden Buchstaben achtend, die vor ihm liegende Adresse auf den Umschlag des Briefes.

„Jede Gefälligkeit ist ihres Lohnes wert," sagte Serra, indem er einen Louisdor aus seiner Börse nahm und denselben dem Gastwirt reichte, „nehmen Sie dies für Ihre Mühe, die ich wohl noch öfter in Anspruch nehmen werde. Sobald ich erfahre, daß der Brief sicher an seine Adresse gelangt ist, sollen Sie die gleiche Summe erhalten."

„Das ist zu viel, gnädiger Herr! zu viel, Herr Serra," rief Vincenti, „es bedarf wahrlich keiner Belohnung für einen so kleinen Dienst, für den ich jederzeit einem so ausgezeichneten Gast zur Verfügung stehe."

Trotz seines Protestes steckte er mit vergnügtem Lächeln das Goldstück ein und zog sich dann mit der nochmaligen Versicherung seiner eifrigsten Dienstbereitschaft zurück.

In seinem Comptoir schrieb er dann sogleich die Adresse, welche er auf den Brief gesetzt und sich, während er über die Korridors schritt, fortwährend leise wiederholt hatte, auf ein Blatt Papier, fügte eine kurze Notiz hinzu und sendete dann sein Billet, wohl verschlossen, durch einen seiner Kellner nach dem Bureau der Seehandlung, mit dem Auftrage, dasselbe nur dem Geheimsekretär Art persönlich zu übergeben.

Am nächsten Morgen erschien Herr Axt in dem Gasthofe. Vincenti teilte ihm, während er ihn über die Korridors führte, mit, daß Herr Serra noch nicht ausgegangen sei und auch keinen Besuch empfangen habe. Der Geheimsekretär lobte den Gastwirt für seine Aufmerksamkeit und trat dann in das Zimmer des Italieners, den er eifrig mit dem Studium eines Hefts beschäftigt fand, das seine Aufzeichnungen über die Rechnungsverhältnisse der Herrschaft Krotoczin enthielt. Nach kurzem Gespräch, in welchem die beiden einige Höflichkeiten miteinander austauschten, gingen sie zusammen fort und bald trat Herr Serra in das Kabinet des Ministers.

Herr von Görne begrüßte den Italiener in seiner freundlich verbindlichen Weise und ließ ihn neben seinem Schreibtisch Platz nehmen.

„Ich freue mich, mein lieber Herr Serra," begann der Minister, „daß ich Gelegenheit habe, mit Ihnen persönlich über den Gegenstand zu sprechen, der Sie in Warschau beschäftigt hat, da verschiedene Punkte Ihres Berichts noch der Ergänzung und Aufklärung für mich bedürfen. Sie haben, wie mein Sekretär mir sagt, ein Schreiben des Grafen Felix Potocky zu überbringen?"

„So ist es, Excellenz," erwiderte Serra, „und dies ist der Grund, der mich hieher führt und mir die gewünschte Gelegenheit gibt, Eurer Excellenz meinen persönlichen Bericht zu erstatten."

Er überreichte dem Minister den Brief des Grafen

Potocky. Herr von Görne durchflog den kurzen Inhalt, während Serras Blicke forschend auf ihm ruhten, und sagte dann:

„Der Graf legt mir nochmals den Abschluß des Geschäfts, das uns beiden gleich vorteilhaft und erwünscht ist, dringend ans Herz und erbietet sich zu nochmaliger Verhandlung über den Preis und die Zahlungsbedingungen.“

„Und das ist der ganze Inhalt des Briefes,“ fragte Herr Serra erstaunt, „mit welchem mich der Herr Graf Potocky so außerordentlich eilig hieher sendete?“

„Der Graf fügt noch hinzu,“ sagte der Minister leichthin, „daß die Erwerbung der Herrschaft Krotoczin für unsere Finanzpläne sehr vorteilhaft wäre, da dieser ausgedehnte Grundbesitz für manche Arrangements eine hypothekarische Grundlage bieten kann.“

„Diese Grundlage,“ erwiderte Serra, „würde in dem heutigen Zustande der Herrschaft außerordentlich schwer sein, jedenfalls auch ebenso gut geboten werden können, wenn Krotoczin im Besitz des Grafen Potocky bleibt, da ja die beiden hohen Herren in dieser ganzen Angelegenheit doch gleiche Interessen haben.“

Ein leichtes Zucken der Ungeduld flog über das Gesicht des Ministers. „Sie halten also den Ankauf von Krotoczin für durchaus unvorteilhaft?“

„Durchaus, Excellenz,“ erwiderte Serra. „Die Herrschaft befindet sich in einem so schlechten Zustande, daß sie nach den Erträgen der letzten Jahre kaum den vierten Teil

des Wertes deckt, zu dem der Graf Potocky sie anschlägt, und nach den Nachweisungen über den Wirtschaftsstand werden sich die Erträge immer mehr vermindern. Der Graf Potocky zieht heraus, was er eben noch kann; für jemand, der zu den geforderten Bedingungen kaufen wollte, würden diese daher schweren Schaden und Verlust bedeuten."

„Der Graf will ja von diesen Bedingungen noch heruntergehen," sagte Herr von Görne.

„Er wird niemals so weit heruntergehen," sagte Serra, „daß der Kaufpreis mit dem Wert in Einklang treten könnte."

„Der Graf hat mir früher schon geschrieben," fuhr der Minister fort, „daß er den Kauf von Krotoczin vorzugsweise deshalb wünsche, weil er nicht im stande sei, die Mittel zur Wiederaufrichtung der Wirtschaft zu beschaffen; wenn die erforderlichen Verbesserungen gemacht werden, so werden bald die früheren Erträge zu erzielen sein und das Kaufgeschäft dürfte dann sich ganz besonders vorteilhaft gestalten."

Serra schüttelte den Kopf. „Die Herrschaft ist ganz außerordentlich devastirt," erwiderte er; „ich halte es für unmöglich, sie wieder zu einem namhaften Wert zu erheben, wenn nicht ganz außerordentlich große Kapitalien dafür verwendet werden und für eine Reihe von Jahren auf jeden Ertrag verzichtet wird, dazu aber kann ich unmöglich raten, wenn nicht —"

„Nun?“ fragte Herr von Görne.

„Ich bin,“ erwiderte Serra nach kurzem Zögern, „nicht darüber unterrichtet, ob der Kauf der Herrschaft Krotoczin, dessen Unterhandlung Eure Excellenz mir aufgetragen haben, für Hochdieselben selbst oder für die königliche Seehandlung abgeschlossen werden soll.“

Herr von Görne warf bei dieser in ganz geschäftsmäßigem Ton gestellten Frage den Kopf empor und maß Serra mit einem hochmütig durchdringenden Blick. „Ich habe Ihnen Auftrag und Vollmacht für diese Verhandlung gegeben, mein Herr,“ sagte er.

„Ganz recht, Excellenz,“ erwiderte Serra in demselben geschäftsmäßig gleichgiltigen Ton, „doch war ich über die Frage, welche für meine Beurteilung von Wichtigkeit ist, nicht aufgeklärt und konnte mir auch darüber keine Ansicht bilden, da Eure Excellenz ja als der hohe Chef der Seehandlung über deren Betrieb unumschränkt verfügen und Ihre Wechsel von dem Comptoir in Warschau acceptiren lassen.“

Es zuckte um Herrn von Görnes Lippen; ungeduldig bewegten sich die Spitzen seiner Finger. Nach kurzem Schweigen antwortete er: „Ein großes Geldinstitut wie die Seehandlung, das zugleich die Interessen eines großen Staates vertritt, hat in seiner Verwaltung Geheimnisse, welche der sorgfältigen Bewahrung bedürfen und für welche der Chef die persönliche Verantwortung zu übernehmen nicht zögern darf.“

„Ganz gewiß, Excellenz," sagte Serra, „ganz gewiß; gibt es solche Geheimnisse doch schon in jedem großen kaufmännischen Privatgeschäft. Ich habe ja," fuhr er, den Minister einen Augenblick scharf fixirend, fort, „die Ehre, in ein solches Geheimnis von dem Grafen Wiethorsky und von Eurer Excellenz selbst eingeweiht zu sein. Doch," sprach er nach einem kurzen Stillschweigen weiter, „ist gerade, wie ich schon zu bemerken mir erlaubt, diese Frage für die Angelegenheit des Kaufes von Krotoczin ganz besonders wichtig. Ich kenne nicht die Vermögensverhältnisse Eurer Excellenz und bin weit entfernt von der Anmaßung, eine Frage darüber an Hochdieselben richten zu wollen; doch glaube ich nicht, daß es einen einzigen Privatmann in Deutschland, ja wohl in Europa geben kann, der im stande wäre, die Mittel flüssig zu machen und für eine Reihe von Jahren zinslos zu lassen, welche nach meiner Berechnung erforderlich sind, um die Herrschaft Krotoczin wieder ertragsfähig zu machen. Wenn Eure Excellenz daher jene Herrschaft für sich erwerben wollen, so muß ich meiner persönlichen Ueberzeugung nach von dem Geschäft auf das dringendste abraten."

Herr von Görne neigte einen Augenblick den Kopf sinnend auf die Brust. „Nehmen Sie an, mein lieber Herr Serra," sagte er dann, „daß ich die Herrschaft Krotoczin für mich kaufen wollte und daß die zur Verbesserung derselben erforderlichen, allerdings bedeutenden Mittel gegen hypothekarische Verpfändung der Herrschaft

und ihrer Einkünfte von der Seehandlung flüssig gemacht werden sollen."

„Dann müssen Eure Excellenz," fiel Serra ein, „die ganze Kaufsumme zunächst zinslos anlegen und außerdem noch die Zinsen für das außerordentlich hohe Meliorationskapital aufbringen, während die Einkünfte aus der Herrschaft für längere Zeit gleich Null sind. Selbst wenn," fuhr er mit etwas schärferer Betonung fort, „die Kaufsumme von der Seehandlung bezahlt werden sollte, so würde dies ein Finanzgeschäft sein, das die Verwaltung des Instituts kaum verantworten könnte."

„Von der Seehandlung bezahlt?" fragte Herr von Görne auffahrend; „wie kommen Sie auf diese Voraussetzung?"

„Eure Excellenz erinnern sich, daß Sie mir selbst den Auftrag gegeben haben, dem Grafen Felix Potocky den Betrag von dreiundachtzigtausend Thalern für den Ankauf der Güter Biela, Slewo und Wiszeck zu bezahlen und daß die über diesen Betrag ausgestellten Wechsel auf Eurer Excellenz Befehl von dem Komite der Seehandlung in Warschau acceptirt wurden. Ich mußte daher wohl im Zweifel bleiben, ob die Güterkäufe von Eurer Excellenz persönlich oder von der Seehandlung gemacht wurden."

Herr von Görne erbleichte. Ein drohender Blitz flammte in seinen Augen auf, aber sogleich gewann er seine kalte, sichere Ruhe wieder und sagte: „Die Seehandlung ist ein Staatsinstitut, und Sie begreifen sehr wohl, daß dieselbe sehr wichtige Handelsinteressen, sowie

politische Gründe hat, auf den Grundbesitz in Polen maßgebenden Einfluß zu gewinnen, Sie begreifen auch," fügte er hinzu, „daß solche politischen Rücksichten großes Geheimnis erfordern und nicht vor den unteren Instanzen, bei denen nur kaufmännische und kalkulatorische Gesichtspunkte maßgebend sind, erörtert werden können. Es ist mir daher sehr peinlich und hinderlich, daß Sie Ihren Bericht über den Kauf von Krotoczin so ganz entschieden ablehnend abgefaßt haben. Das erzeugt Widerstand und Schwierigkeiten gerade bei den Kreisen, denen ich meine eigentlich maßgebenden Gründe nicht darlegen kann."

„Aber Seine Majestät der König," fragte Serra mit einem eigentümlich forschenden Blick, „der ja doch der Herr über die Entscheidungen ist, kennt jene maßgebenden Gründe und —"

„Seine Majestät der König will und darf in diesem Augenblick vor der Welt und vor den rein geschäftlichen Instanzen seiner Behörden von den politischen Motiven, welche hier mit in Frage kommen könnten, nichts wissen, deswegen ist es von Wichtigkeit," fügte er, die Stimme dämpfend und mit der Miene herablassender Vertraulichkeit sich zu Serra hinüberneigend, hinzu, „daß die aktenmäßige Darstellung des abzuschließenden Geschäfts dasselbe nicht, wie das durch Ihren Bericht geschieht, als kalkulatorisch unvorteilhaft darstelle. Sie sehen wohl, es handelt sich hier um eine Vertrauensangelegenheit, die ich in Ihre Hände gelegt."

„Ich verstehe, gnädiger Herr,“ erwiderte Serra; „Eure Excellenz wissen ja, daß das Vertrauen des Grafen Wiethorsky und des Fürsten Staatskanzlers mich in die Pläne und Gedanken eingeweiht hat, für welche ich auch bei Ihnen Verständnis und Zustimmung gefunden. Ich verstehe, daß die Höfe von Berlin und Wien das gemeinsame Interesse haben, andere Einflüsse in Polen auszuschließen und eine gesicherte Ordnung und Selbständigkeit dort herzustellen. Ich verstehe auch, daß solche Einflüsse eine äußere, nicht politische Form finden müssen, wie sie ein großer Grundbesitz zu bieten vermag. Eure Excellenz hatten vielleicht unrecht, mich nicht vollständig in Ihr Vertrauen einzuweihen; handelt es sich bei dem Ankauf von Krotoczin um diese große Frage, so liegt die Sache freilich ganz anders, dann ist kein Opfer zu groß, um festen Fuß zu fassen und zugleich den mächtigen Einfluß des Grafen Potocky und seines Anhanges zu sichern. Ich würde Eurer Excellenz vorschlagen, die Herrschaft Krotoczin aus den Mitteln der Seehandlung und der Wiener Handelsgesellschaft gleichmäßig zu erwerben und zu melioriren. Jede der beiden Gesellschaften würde die Hälfte der Kosten übernehmen, was dann auch finanziell kein zu gewagtes Spiel wäre. Um das, wie ich allerdings anerkenne, notwendige Geheimnis zu wahren, würde es dann empfehlenswert sein, daß Eure Excellenz vor der polnischen Regierung und vielleicht auch dem Grafen Potocky gegenüber persönlich als Käufer und demnächstiger Besitzer von

Krotoczin auftreten; für die Wiener Handelsgesellschaft könnte dann ebenso der Graf Wiethorsky die äußere Vertretung und Repräsentation übernehmen, und um die finanzielle und geschäftliche Leitung dieses großartigen Unternehmens mit dem politischen Endzweck desselben zu verbinden und die Diskretion vollständig zu wahren, würde es dann vielleicht zweckmäßig sein, daß diese Leitung und Verwaltung von Eurer Excellenz und dem Grafen Wiethorsky gemeinschaftlich mir, Ihrem unterthänigen Diener, übertragen würde. Die Hälfte des Kapitals, das die Wiener Handelsgesellschaft zu beschaffen hätte, würde als Hypothek für den Grafen Wiethorsky eingeschrieben werden können, und ich würde, äußerlich nur im Dienste Eurer Excellenz stehend, die Interessen der beiden hohen Herren zu verbinden und gleichmäßig zu vertreten haben. Ich glaube versichern zu können, daß der Graf Wiethorsky mir das Vertrauen für eine solche Stellung entgegenbringen wird, und darf mir vielleicht schmeicheln, daß auch Eure Excellenz, nachdem Hochdieselben mich bereits in so wichtige und diskrete Beziehungen und Verhältnisse einblicken zu lassen die Gnade hatten, mich auch Ihrerseits eines solchen Vertrauens für würdig halten möchten. Ich glaube auch, daß ich zu einer solchen Stellung in Polen mich für geeignet halten darf. Ich bin ein Fremder und werde als Verwalter der Herrschaft Krotoczin den äußeren Schein des Privatbesitzes derselben besser als irgend ein preußischer oder österreichischer Beamter aufrecht halten. Mir selbst

aber würde dadurch nach den Unglücksfällen, die mich betroffen haben, eine ehrenvolle und nützliche Lebensthätigkeit geschaffen. Habe ich den Gedanken Eurer Excellenz richtig erkannt," fuhr er mit Nachdruck fort, „so läßt sich in dieser Kombination das Geschäft, dessen Risiko ja dann nur zur Hälfte von der Seehandlung übernommen werden würde, auch finanziell so darstellen und begründen, daß auch die unteren Elemente, von denen Eure Excellenz vorhin sprachen, von ihrem kalkulatorischen und bureaukratischen Standpunkte aus kein Bedenken werden erheben können."

Herr von Görne hatte, während Serra seinen Plan in ganz geschäftsmäßigem Ton, aber doch mit besonderer Betonung seiner wesentlichsten Gedanken und in einer Weise vortrug, als ob er nicht eine Bitte ausspreche, sondern als Vertreter einer gleichberechtigten Macht ein Ultimatum stelle, den Kopf in die Hand gestützt, so daß es unmöglich war, den Eindruck von Serras Worten auf seinem Gesichte zu lesen, nur hätte man aus dem Zucken der weißen, schlanken Finger des Ministers, welche dessen Stirn bedeckten, auf eine innere Erregung schließen können.

Als Serra geendet, blieb er noch einen Augenblick unbeweglich in seiner Stellung. Dann richtete er sich auf. Sein Gesicht war ruhig und heiter. Lächelnd sagte er: „Ich bewundere in der That Ihren Kombinationsgeist, mein lieber Herr Serra, Sie beweisen den Satz, den auch ich immer vertreten habe, daß ein großer Kaufmann

zugleich Diplomat und ebenso ein Diplomat zugleich Kaufmann sein muß. Ihre Idee scheint mir vortrefflich und Sie, mein Herr, sind ohne Zweifel der Stellung vorzugsweise gewachsen, die Sie für sich in Anspruch nehmen."

„Nicht in Anspruch nehmen, Excellenz," fiel Serra ein; „dieses Wort paßt nicht für die bescheidene Stellung eines ganz unterthänigen und ergebenen Dieners, der nur den Wunsch hat, einer von zwei hohen Herren geführten Sache seine geringen Kräfte widmen zu können."

„Einem Mann von Geist und Thatkraft," sagte Herr von Görne verbindlich, „ziemt eine zu große Bescheidenheit nicht; seien Sie überzeugt, mein lieber Herr Serra, daß ich Sie nach Ihrem wahren Wert zu beurteilen und zu schätzen weiß, und ich bin gewiß, daß dasselbe bei dem Grafen Wiethorsky und auch bei dem Fürsten Staatskanzler der Fall ist. Es handelt sich also nur darum, dem Gedanken, den Sie mir so klar überzeugend kundgegeben haben, die geschäftsmäßige Form zu geben, um das Projekt auch denen vorlegen und annehmbar machen zu können, denen das letzte Ziel nicht bekannt werden darf. Diese Arbeit übernehmen zu wollen, erbitte ich von Ihnen. Bei Ihrer genauen Kenntnis der Verhältnisse und Ihrer Geschäftsgewandtheit zweifle ich nicht, daß Sie damit sehr schnell fertig sein werden."

„Ich glaube Eurer Excellenz versprechen zu dürfen," sagte Serra, erfreut über das so bereitwillige und vollkommene Eingehen des Ministers auf seinen Plan, welches

er nicht erwartet haben mochte, „daß ich morgen oder spätestens übermorgen einen rechnungsmäßig motivirten Bericht in Ihre Hände legen werde, welcher auch dem engherzigsten Bureaukraten den Ankauf der Herrschaft Krotoczin unter Mitwirkung der königlichen Seehandlung annehmbar erscheinen lassen soll."

„Eilen Sie also mit Ihrer Arbeit!" sagte Herr von Görne aufstehend; „sobald Sie dieselbe beendet haben, wird es vielleicht zweckmäßig sein, daß Sie nach Wien gehen, um den verabredeten Plan dem Grafen Wiethorsky persönlich mitzuteilen. Ich würde Ihnen nicht empfehlen, darüber zu schreiben, damit nicht das so notwendige Geheimnis dieser Sache den zweifelhaften Zufälligkeiten der Postbeförderung preisgegeben werde."

Serra verbeugte sich ehrerbietig und verließ das Kabinet. Im Vorzimmer erhob sich bei seinem Eintritt Herr Axt vom Schreibtisch.

„Ihr Herr," sagte Serra, „ist bei Gott ein Mann von großem Geist, es ist ein Glück für unserein, einen hohen Herrn zu finden, der unsere Gedanken versteht. Ich gestehe Ihnen offen, ich fürchtete mich ein wenig vor dieser Begegnung, jetzt wünsche ich mir Glück zu der Hoffnung, mit Ihnen gemeinsam noch lange einem so erleuchteten hohen Herrn dienen zu können, jetzt gehört jede Minute der Arbeit, von jetzt ab werden wir viel miteinander zu beraten haben."

Er schüttelte Axt die Hand und eilte davon. Der

Sekretär sah ihm mit einem langen Blick nach, während ein eigentümliches Lächeln über seine blassen, schmalen Lippen hinglitt. Dann trat er in das Kabinet des Ministers.

„Ihr habt recht, Axt, vollkommen recht," rief ihm Herr von Görne entgegen, „dieser Serra ist ein gefährlicher Mensch, mit dem ich mich niemals hätte einlassen sollen."

„Ich hoffe, Eure Excellenz werden mit mir zufrieden sein, daß ich ihn nicht losgelassen, sondern glücklich von Warschau hierher zurückgebracht habe."

„Ihr habt recht, Ihr habt vollkommen recht," erwiderte Herr von Görne; „dieser Mensch kann hochgefährlich werden. Glücklicherweise hat er sich durchschauen lassen und die Naivität gehabt, mir selbst einen Plan vorzulegen, nach welchem ich eigentlich kaum mehr sein würde, als ein Agent des Grafen Wiethorsky und der österreichischen Regierung. Dieser Mensch hat einen verhängnisvoll scharfen Blick, mein lieber Axt, ich fürchte, er hat schärfer und tiefer gesehen als es gut ist."

„Und Eure Excellenz wollen ihn sein gefährliches Spiel weiter treiben lassen?" fragte Axt.

„Ein gefährliches Spiel, in der That ein sehr gefährliches Spiel," sagte Herr von Görne; „lag nicht," flüsterte er leise vor sich hin, „in seiner Frage, ob der König von dem Geschäft der Seehandlung Kenntnis habe, schon eine Drohung! Vielleicht wäre es doch besser gewesen, Axt," sagte er dann nachdenkend, „Ihr hättet nur den Grafen

Wiethorsky gewarnt und dann diesen Menschen gehen lassen, wohin er wollte."

„Damit er der ganzen Welt verraten hätte, was er hier erlauscht und erspäht hat?" fragte Arx. „Nein, Excellenz, gefährliche Menschen muß man nicht in die Welt schicken; man muß sie sicher in der Hand halten und erst dann wieder loslassen, wenn man sie unschädlich gemacht hat."

„Wie wäre das möglich mit diesem Serra?" fragte Herr von Görne; „ich habe keine Macht über ihn."

„Warum nicht?" fragte Arx. „Hat er von Eurer Excellenz irgend etwas Schriftliches in Händen?"

„Nichts," erwiderte Herr von Görne, „als eine Vollmacht zur Unterhandlung mit dem Grafen Potocky über den Kauf von Krotoczin."

„Das ist unbedenklich," sagte Arx, „den Auftrag zur Vermittelung eines Gutskaufes können Eure Excellenz zweifellos einem jeden geschickten Unterhändler geben und als solcher ist er ja durch den Gesandten in Turin empfohlen worden. Um so natürlicher aber ist es, daß Eure Excellenz einen Menschen, dem Sie auch nur einen Privatauftrag gegeben, auf das sorgfältigste überwachen. Nun aber hat er ja selbst eingeräumt, daß er Aufträge von dem Fürsten Staatskanzler in Wien und von den Vertrauten desselben habe, und ich bin gewiß, daß eine Durchsuchung seiner Papiere in dieser Beziehung ganz interessante und merkwürdige Aufschlüsse geben würde."

„Ihr könntet Recht haben, Axt, aber wie wäre das zu ermöglichen?“

„Eure Excellenz haben den dringenden Verdacht, ja die Gewißheit, daß dieser Serra, der Ihnen vom Gesandten in Turin empfohlen wurde und den Sie zu einem Privatauftrag, sowie zur Vermittelung von Handelsgeschäften der Seehandlung benutzten, mit auswärtigen Höfen in bedenklicher Weise in Verbindung stehe, ich wenigstens habe diese Ueberzeugung und es ist unzweifelhaft meine Pflicht, davon unserer Polizeibehörde Kenntnis zu geben. Vielleicht,“ fügte er mit feinem Lächeln hinzu, „wird die Polizei da einen guten Fang machen, und da sich unter den Papieren dieses Serra nichts vorfinden kann, was Eure Excellenz geheim zu halten wünschen —“

„Nichts, nicht das geringste,“ fiel Herr von Görne ein, dessen finstere Miene sich immer mehr aufhellte.

„Nun denn,“ sagte Axt, indem er sich die Hände rieb, „so wäre es ja das einfachste, diesen Italiener die Bekanntschaft der Polizei machen zu lassen.“

„Aber man wird ihn wieder frei lassen müssen,“ sagte Herr von Görne, „und dann wird er um so gefährlicher sein.“

„Durchaus nicht, Excellenz, durchaus nicht,“ erwiderte Axt. „Ich weiß nicht, ob unsere Polizei sich mit der Freilassung eines fremden Abenteurers so sehr beeilen wird, und jedenfalls wird er demnächst über die Grenze gebracht werden. Was er darnach aber noch sagen und

thun möchte, das wird dann einfach vor aller Welt eine boshafte Verleumdung, die niedrige Rache eines elenden Abenteurers sein. Der Graf Wiethorsky selbst wird diesen Serra verleugnen und abschütteln müssen; er wird gewiß keinen Agenten in seinem Dienst halten wollen, der so ungeschickt war, sich fangen und durchschauen zu lassen. Eure Excellenz werden dann diesen Serra völlig unschädlich gemacht und eine Unvorsichtigkeit wieder gut gemacht haben, die Sie, ich bitte wegen meiner Vermessenheit um Verzeihung, niemals wohl hatten begehen sollen."

„Ihr habt recht, Axt, ganz recht," sagte Herr von Gönne; „ich werde künftig mehr auf Eure Warnung achten. „Ihr seid ein treuer Diener, wie man keinen besseren finden kann. Das Spiel, das ich spiele, ist zu hoch, als daß ich zögern könnte, einen Abenteurer, der meinen Weg kreuzt, niederzuwerfen. Geht Axt, geht und bittet den Polizeipräsidenten Philippi in meinem Auftrage um seinen Besuch."

Er reichte Axt seine Hand. Dieser küßte dieselbe ehrerbietig und sagte: „So ist es recht, Excellenz, einen begangenen Fehler muß man wieder gut machen und dennoch zum Vorteil wenden."

*

Herr Serra war nach seinem Gasthof zurückgekehrt und sein diensteifriger Wirt war sogleich bei ihm erschienen, um sich nach seinen Wünschen zu erkundigen.

Serra hatte aber keine neue Adresse für ihn zu schreiben, sondern setzte sich sogleich an die Arbeit, um einen neuen Bericht über die Herrschaft Krotoczin abzufassen, wie ihn der Minister wünschte. Er wollte diese Arbeit so schnell als möglich beenden, um dann, wie es der Minister selbst für zweckmäßig erklärte, nach Wien zu reisen und dort persönlichen Vortrag über seine Pläne und Vorschläge zu halten. Während seiner Arbeit lächelte er häufig still vor sich hin, die Zukunft zeigte ihm für seinen Ehrgeiz die lockendsten und glänzendsten Bilder in der Kombination, die er zu seiner freudigen Ueberraschung von dem Herrn von Görne so bereitwillig angenommen sah, es eröffnete sich ihm eine Stellung von der höchsten Wichtigkeit und Bedeutung, er sollte als Verwalter der Krotocziner Herrschaft die Finanzmacht der Berliner Seehandlung und der Wiener Handelsgesellschaft hinter sich haben und zugleich die Fäden der wichtigsten politischen Geheimnisse der beiden Kabinette von Wien und Berlin in seiner Hand halten.

Die Zustände in Polen befanden sich in wachsender Krisis, er wußte, daß das Wiener Kabinet den Prinzen von Sachsen zum erblichen König von Polen in Aussicht genommen hatte. Wenn dieser Plan gelang, welche Stellung mußte dann nicht er, der Vermittler desselben, demnächst dem neuen Könige und dessen Hause gegenüber einnehmen! War es nicht natürlich, daß in seine Hände die Finanzverwaltung des Königreichs gelegt werden würde? Er sah sich im Geiste schon an der Seite des künftigen

polnischen Thrones, als den Verwalter von Millionen, umgeben von aller Ehre und allem Glanz einer hohen Würde und eines mächtigen Einflusses. Und selbst wenn der Plan nicht gelang, wenn das höchste Ziel seines Ehrgeizes ihm dennoch unerreichbar bleiben sollte, so würde er immer der Anerkennung und des Dankes der beiden Kabinette von Wien und Berlin gewiß sein und eine, wenn auch vielleicht weniger glänzende, aber immerhin fast ebenso einflußreiche und vorteilhafte Stellung finden!

Seine Hand flog über das Papier. Er gruppirte die Zahlen und stellte seine Berechnung mit solcher Geschicklichkeit, daß der Kauf von Krotoczin auch dem peinlichsten Rechner als ein vorteilhaftes Geschäft erscheinen mußte, bei dem, von jeder politischen Rücksicht abgesehen, ein außerordentlicher finanzieller Gewinn zu erzielen war und der zugleich für die polnischen Handelsbeziehungen der Seehandlung einen festen Stützpunkt bieten konnte. Er war außerordentlich zufrieden mit dem schnellen Fortschritt seiner Arbeit, gönnte sich nur eine kurze Unterbrechung, um flüchtig zu speisen und schrieb dann eifrig bis zum Abend wieder weiter.

Er hatte eben Licht in sein Zimmer bringen lassen, entschlossen, seine ganze Arbeitskraft aufzubieten, um den Bericht für den Minister von Görne wenn möglich noch bis zum nächsten Morgen fertig zu stellen und sogleich nach Wien abzureisen, damit die Ausführung seiner glänzenden Zukunftspläne ohne irgendwelchen Zeitverlust sichergestellt würde.

Während er beim Scheine der Kerzen die Zahlen seiner Berechnungen aneinander reihete, war ein geschlossener Wagen vor der Thüre des Gasthofes vorgefahren.

Zwei einfach schwarz gekleidete Männer stiegen aus demselben, während zugleich schnell aus dem Dunkel der Straße mehrere Polizeisoldaten hervortraten und neben der Thür des Hauses sich aufstellten.

Bei dem Rollen des Wagens war der Wirt, von einigen Kellnern gefolgt, herbeigeeilt.

Als er den einen der beiden Angekommenen erblickte, der in das Haus getreten war, fuhr er erschrocken zusammen, dann winkte er den Kellnern, sich zurückzuziehen und sagte mit tiefer Verbeugung: „Was steht dem Herrn Polizeirat zu Befehl?“

„Sie haben einen Herrn Serra hier im Hause?“ fragte der eben Eingetretene kurz und streng.

„Zu Befehl, Herr Polizeirat, er hat einen österreichischen Paß, der richtig visirt ist und den ich vorschriftsmäßig mit der Anmeldung eingeschickt habe.“

„Führen Sie mich zu ihm!“

Der Wirt gehorchte und bald darauf trat der Polizeirat in das Zimmer Serras, der unwillig über die Störung von seiner Arbeit aufblickte. Bei dem Anblick des ihm völlig Unbekannten stand er auf und trat demselben einige Schritte entgegen.

„Sie sind Herr Serra?“ fragte der Polizeirat kurz.

„So ist es, mein Herr," erwiderte Serra betroffen, „was steht zu Ihren Diensten?"

„Sie kommen von Warschau?"

„Erlauben Sie mir zu bemerken, daß es an mir ist, zu fragen, und daß ich mir bereits erlaubte, Sie nach Ihrem Begehr zu fragen!"

„Ich habe den Auftrag," war die Antwort, „Sie zu meinem Chef, dem Herrn Polizeipräsidenten von Berlin, zu führen."

„Und aus welchem Grunde?" erwiderte Serra erbleichend.

„Mein Chef hat mir keine Gründe angegeben," erwiderte der Polizeirat kurz; „er wird Sie selbst verhören und dann wird Ihnen wohl klar werden, um was es sich handelt."

„Verhören?" fragte Serra, „und wessen klagt man mich an?"

„Ich bitte Sie, mein Herr, mir zu folgen, mein Dienst läßt mir keine Zeit zu zwecklosen Unterhaltungen."

„Aber, mein Herr," rief Serra, „das ist ein Eingriff in meine Freiheit, zu dem Sie gegen einen fremden Unterthan kein Recht haben. Ich bin übrigens in Aufträgen Seiner Excellenz des Ministers von Görne hier, der alle Auskunft über mich geben und ganz gewiß für meine Unschuld bürgen wird, wenn irgend eine für mich unbegreifliche Anklage gegen mich erhoben sein sollte!"

„Erzählen Sie das alles dem Herrn Polizeipräsidenten.

Jetzt bitte ich dringend mir zu folgen; ich werde dafür sorgen, daß Ihre Papiere ebenfalls zu dem Herrn Präsidenten gebracht werden, und Sie werden wohl thun, mir genau anzugeben, wo sich dieselben befinden, damit keine Zeit mit der Durchsuchung Ihres Zimmers verloren wird. Jeder Versuch der Verheimlichung würde doch erfolglos sein."

„Meine Papiere?" rief Serra, „mit welchem Recht?" Er streckte die Hand nach der großen Mappe aus, welche geöffnet auf dem Tische lag.

Schnell war der Polizeibeamte zwischen ihn und den Tisch getreten und hatte ihn zurückgedrängt. „Halt, mein Herr, halt, machen Sie keinen Versuch uns irgend etwas zu entziehen oder Sie werden Ihre Lage nur erheblich verschlimmern!" Er nahm alle auf dem Tisch liegenden Papiere und den angefangenen Bericht zusammen, steckte alles in die Mappe und sagte dann: „Vorwärts, mein Herr, vorwärts."

Serra hatte einen Augenblick in finsterem Nachsinnen dagestanden.

„Wollen Sie mir erlauben, meine Toilette zu machen," sagte er dann, „ich bin nicht zum Ausgehen angekleidet."

„Beeilen Sie sich," sagte der Polizeibeamte kurz, „ich gebe Ihnen fünf Minuten Zeit, dann aber müssen Sie fertig sein."

Serra zog sich in einen Alkoven zurück, der sich neben seinem Zimmer befand. Der Polizeibeamte trat heran

und überzeugte sich, daß dieser Alkoven keinen Ausgang habe. Dann kehrte er in das Zimmer zurück, um alle Schubfächer des Schreibtisches zu öffnen und die darin enthaltenen Papiere ebenfalls in Beschlag zu nehmen.

Serra kleidete sich schnell zum Ausgehen an, beschrieb dann, während er sich in einen Winkel des Alkovens zurückzog, hastig ein Blatt, das er aus seinem Notizbuch riß, faltete dasselbe zusammen und steckte es unter seinen Waschtisch.

„Ich bin bereit," sagte er dann, indem er wieder in das Zimmer zurücktrat.

Der Polizeirat ging voran, Serra folgte. Draußen stand einer der Polizeisergeanten und zwischen beiden stieg Serra die Treppe hinab.

Während dies im obern Stockwerk vorging, war ein großer und für die damalige Zeit außerordentlich eleganter Reisewagen, von vier starken Postpferden gezogen, vorgefahren. Zwei Lakaien in Reiselivree sprangen vom Bockplatz herab, um den Schlag zu öffnen.

Der Wirt eilte herbei. Eine hohe, schlanke Dame beugte sich hervor und sagte in französischer Sprache: „Man hat mir Ihren Gasthof gerühmt, mein Herr. Ich denke mich einige Zeit in Berlin aufzuhalten. Haben Sie eine bequeme Wohnung für mich in Ihrem Hause?"

„Die Hälfte des ersten Stockwerks steht Eurer Excellenz zur Verfügung," erwiderte Vincenti, „und mein Haus wird alles aufbieten, um Sie zufriedenzustellen."

„Gut also," sagte die Dame, „bleiben wir hier!"

Sie stützte sich leicht auf den Arm des Wirts, der ihr ehrerbietig die Hand bot, und stieg aus dem Wagen. Eine Zofe mit einigem Handgepäck folgte ihr. Als sie gerade unter das große Thor trat, kam Serra die Treppe herunter. Die Polizeisoldaten ließen den Reisewagen der Fremden vorwärts fahren, um der geschlossenen Kutsche ihres Chefs wieder Platz zu machen.

Während des Aufenthalts, den dies verursachte, trat Serra zu dem Wirt heran und flüsterte ihm einige Worte in italienischer Sprache zu. Der Polizeirat, welcher schon auf der Schwelle stand und seinen Wagen erwartete, achtete nicht darauf; die Fremde aber, welche bei dem Anblick des von einem Polizeisoldaten geführten Mannes an der Seite des Wirts stehen geblieben war, zuckte zusammen und beugte sich wie lauschend vor. Der Wagen war inzwischen vorgefahren. Der Polizeirat winkte Serra, einzusteigen, und setzte sich dann an seine Seite. Der Wagen fuhr davon und der Reisewagen der Fremden nahm wieder seine Stelle ein, damit die Bedienten das zahlreiche Gepäck abladen konnten.

Die fremde Dame stieg, von dem Wirt geleitet, zum ersten Stockwerk hinauf. Meister Vincenti öffnete ihr eine Reihe der besten Zimmer. Sie musterte dieselben flüchtig und erklärte dann, daß sie dieselben sämtlich für sich behalten wolle.

Vergnügt schmunzelnd verneigte sich der Wirt und

wollte hinauseilen, um den Dienern bei dem Heraufrtragen des Gepäcks behilflich zu sein.

Die Fremde hielt ihn zurück. Sie hatte den Schleier zurückgeschlagen. Herr Vincenti blickte in ein außerordentlich schönes, edles, stolzes Gesicht mit flammenden Augen.

„Sie werden mich," sagte die Dame, „wohl anmelden müssen, lassen Sie uns diese Formalität gleich erledigen. Ich bin die Frau von Worrinska und beabsichtige einige Zeit hier zu bleiben, um die Residenz des großen Königs kennen zu lernen, dessen Ruhm die Welt durchdringt. Hier ist mein Paß! Ich hoffe, Ihre Polizei, von deren Strenge ich soeben ein Beispiel gesehen, wird das Papier in voller Ordnung finden." Sie nahm aus einer reich gestickten Handtasche ein großes zusammengefaltetes Papier und reichte es dem Wirt, der sich tief verbeugte. „Wer war der Arme," fragte sie dann, „der soeben Ihr Haus unter für ihn so traurigen Umständen verließ?"

„Ein Kaufmann, wie ich glaube," erwiderte der Wirt. „Sein Name ist Serra. Seine Papiere sind in Ordnung, aber er muß wohl verdächtig sein, denn schon nach kurzem Aufenthalt ward er, wie Eure Excellenz gesehen haben, verhaftet. Mehr weiß ich nicht. Ein Gastwirt," fügte er achselzuckend hinzu, „muß nichts sehen und nichts hören."

„Und doch," sagte die Dame, „scheint es, daß Sie von diesem Herrn Serra mehr wissen! Ich habe scharfe Ohren und kenne die italienische Sprache sehr gut. Ich

habe daher gehört und verstanden, was er Ihnen sagte, und da ich ein wenig neugierig bin, so möchte ich mehr davon erfahren."

„Um Gottes willen!" rief Vincenti zitternd und erbleichend, „Eure Excellenz haben gehört? Nein, nein," sagte er lächelnd, „Sie müssen sich wohl getäuscht haben, er sagte mir nur Lebewohl und empfahl mir sein Gepäck, das er noch hier hat."

„Nein, mein Herr," erwiderte die Dame kalt und streng, „das war es nicht; ich habe sehr wohl gehört, daß jener Mann Ihnen sagte: ‚Sie werden unter dem Waschtisch meines Schlafzimmers ein Billet finden; wenn Sie dasselbe an den Grafen Felix Potocky in Warschau sicher gelangen lassen, so rechnen Sie auf eine Belohnung, mit der Sie zufrieden sein sollen!'"

„Nein, nein, Excellenz, Sie haben sich getäuscht," beteuerte der Wirt, „ich kenne den Grafen Potocky nicht."

„Das ist möglich," erwiderte die Dame, „allein das hindert Sie nicht, einen Brief an ihn zu besorgen, und ich versichere Sie, daß ich sehr genau und deutlich gehört habe. Nun denn, mein Herr, ich kenne den Grafen Potocky, er ist sogar ein Freund von mir. Mir liegt daran, genau zu wissen, um was es sich bei der Verhaftung dieses Herrn handelt. Ich wünsche also, daß Sie jenes Billet, das wohl unzweifelhaft noch auf der angegebenen Stelle sich befinden wird, in meine Hände legen."

Der Wirt stand ganz zitternd und unschlüssig da.

„Hören Sie wohl zu, mein Herr,“ sagte die Dame im Ton einer fast drohenden Ueberlegenheit, „verweigern Sie die Erfüllung meines Verlangens, so werde ich sogleich dem Präsidenten der Polizei mitteilen, daß Sie mit dem in Ihrem Hause verhafteten Fremden in einer ganz besonderen Verbindung stehen, bringen Sie mir aber sogleich jenes Billet, so soll dies Ihr Lohn sein.“ Sie zog aus ihrer Handtasche eine straffe Börse hervor, durch deren Maschen der Glanz dichtgehäufter Goldstücke hervorblitzte. „Sie werden,“ fuhr sie fort, „mich auch weiter außerordentlich freigebig finden, wenn Sie mich über alles, was jenen Herrn Serra betrifft, ganz genau unterrichten und stets in laufender Kenntnis erhalten werden.“

Der Wirt blickte lüstern nach der vollen Börse. „Ich kenne jenen Mann nicht,“ sagte er achselzuckend; „was gehen mich seine Geheimnisse an? Und da Eure Excellenz eine Freundin des Grafen Potocky sind, auf den er sich berief, so begehe ich auch gegen ihn kein Unrecht, wenn ich Ihren Wunsch erfülle. Ich eile, jenes Billet zu holen, wenn es sich an dem von Ihnen angegebenen Ort befindet.“

Er ging schnell hinaus und kehrte schon nach kurzer Zeit wieder zurück. „Das Billet war da,“ sagte er, „hier ist es. Es ist in einer Sprache geschrieben, die ich nicht verstehe.“

Er reichte der Dame ein zusammengefaltetes Papier. Sie gab ihm die Börse und sagte: „Es ist gut, mein Herr, ich bin zufrieden; gehen Sie nun und sorgen Sie

für meine Leute. In einer Stunde werden Sie mein Souper serviren lassen. — Welch wunderbare Fügung!" sagte sie, als sie allein war, „bei dem ersten Schritt in dieses Haus spielt mir das Schicksal den Faden einer Intrigue in die Hände, die vielleicht von Wichtigkeit sein kann." Sie öffnete das Billet. „Ah," sagte sie, „er versteht polnisch zu schreiben, nicht ganz richtig zwar, aber doch vollkommen verständlich."

„Man verhaftet mich," las sie. „Ich habe den Verdacht, daß der Minister von G. die Ursache ist und daß ich in eine Falle geraten bin. Suchen Sie mich zu befreien, lassen Sie mich, wenn andere Wege erfolglos bleiben, unmittelbar bei dem Könige reklamiren."

„Minister von G.," sagte die Dame erbleichend, „welch wundersame Fügung! Es scheint, daß dieser Faden, welchen das Schicksal in meine Hand gibt, in der That für mich noch mehr bedeutet, als ich es vermutet, jedenfalls habe ich einen kostbaren Talisman in meiner Hand, und es kommt nur darauf an, geschickt und klug seine Kraft zu erproben und wirksam zu machen."

Sie klingelte.

Die Zofe trat ein.

„Sind die Zimmer eingerichtet?"

„Ja wohl, Frau Gräfin."

„Wie unvorsichtig! Du sollst, auch wenn wir allein sind, mich nicht Gräfin nennen, es gibt keine Gräfin Branicka hier in Berlin, verstehst Du wohl? Du wirst

es den Bedienten nochmals einschärfen, daß dieser Name niemals über ihre Lippen kommt, es gibt hier nur die Frau von Worrinska, hörst Du wohl?“

Die Zofe beteuerte ganz erschrocken, daß sie vorsichtiger sein und auf das strengste das Geheimnis ihrer Herrin bewahren werde.

„Nun rufe noch einmal den Wirt her!“ befahl die Gräfin.

In wenigen Augenblicken erschien Herr Vincenti. Er hatte inzwischen den Inhalt der Börse geprüft und das fürstliche Geschenk, mit dem die Fremde eine Laune ihrer Neugier, wie er meinte, bezahlt, hatte ihm eine unbegrenzte Ehrfurcht und einen vor nichts zurückschreckenden Diensteifer eingeflößt.

„Ich habe einen Bekannten hier,“ sagte sie, „den ich sehen möchte. Ist Ihnen ein Offizier bekannt, der sich Baron von Pirch nennt?“

„Gewiß, gewiß, Excellenz, der Herr Baron von Pirch stehen bei dem Dragonerregiment von Saldern. Der Herr Baron beehren oft mein Haus mit seinem Besuch mit den anderen Herren Offizieren, welche alle wissen, daß der Keller des Giacomo Vincenti von keinem andern in Berlin übertroffen wird.“

„Nun denn, mein Herr Wirt,“ sagte die Gräfin, „so lassen Sie den Herrn Baron von Pirch wissen, daß eine Dame, eine alte Bekannte, bei Ihnen angekommen sei, welche ihn zu begrüßen wünscht und ihn bitten läßt, sie so bald als möglich zu besuchen.“

„Zu Befehl, zu Befehl, Excellenz! Ihr Befehl soll sogleich ausgeführt werden, und ich bin gewiß, daß der Herr Baron von Pirch heute noch erscheinen wird.“

„Wenn er kommt, so dürfen Sie ihn ohne weiteres bei mir einführen, und wenn es zur Zeit des Soupers sein sollte, so werden Sie ein Couvert für ihn auflegen lassen.“

Herr Vincenti eilte mit tiefer Verbeugung hinaus.

Die Gräfin zog sich in das von ihrer Zofe inzwischen eingerichtete Toilettezimmer zurück.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Um Leben und Liebe.

Der Lieutenant von Pirch war nach seiner Rückkehr von Mohilew zwar öfter in das Haus des Herrn von Görne gekommen, als zu der Zeit, da er noch Page war und nur schwierig und selten Urlaub von Sanssouci nach Berlin erhielt; aber er hatte nicht Gelegenheit gefunden, mit Fräulein Marie in der alten vertaulichen Weise zu verkehren, auch war solche Gelegenheit von den beiden jungen Leuten, wie in einem stillschweigenden Einverständnis, eher vermieden als gesucht worden.

Der junge Offizier hatte nach seiner letzten Unterredung mit seiner Jugendfreundin und nach der Entdeckung, die er in Mohilew über die Person des ihm so verhaßten Fremden gemacht, stets eine unüberwindliche Scheu gehabt, den Gegenstand wieder zu berühren, der eine so peinliche Wendung genommen, und nachdem er einmal seine Gefühle berührt hatte, wäre es doch unmöglich gewesen, nur von gleichgiltigen Dingen zu sprechen.

Marie ihrerseits, so wenig sie auch die Leidenschaft ihres Jugendfreundes, dessen leichten Sinn sie kannte, ernst und tragisch zu nehmen geneigt war, empfand dennoch jene schmerzliche Befangenheit, deren sich ein edles weibliches Herz niemals erwehren kann, wenn es nicht im stande ist, eine ihm entgegengebrachte Liebe zu erwidern. Sie war daher jeder vertraulichen Begegnung mit einer Geschicklichkeit, welche jeden Schein der Absicht ausschloß, ausgewichen und in größerer Gesellschaft war es beiden denn auch vollständig gelungen, den ungezwungenen Ton aus der Kinderzeit wiederzufinden und festzuhalten. Sie verkehrten, wenn sie bei Tisch nebeneinander saßen oder im Salon von größerer Gesellschaft umgeben waren, ganz vertraulich zusammen, sie lachten und scherzten miteinander und gar mancher, der sie zusammen sah, mochte glauben, daß die alte Jugendfreundschaft zu wärmeren Gefühlen führen könne oder wohl schon geführt habe.

Es hatte mehrfach schon eine oder die andere Dame Marien gegenüber lächelnd Anspielungen auf ihr Verhältnis zu dem jungen Baron von Pirch gemacht und die unmutige Verwirrung, mit der sie errötend und wieder erbleichend solche Bemerkungen zurückwies, trug häufig dazu bei, die ausgesprochene Vermutung noch zu bestärken.

Wer die beiden aber schärfer beobachtet hätte, der würde freilich auch wohl bemerkt haben, daß der junge Pirch stets zu den Diners und Abendgesellschaften im Görneschen Hause zu so vorgerückter Zeit kam, um sicher

zu sein, immer schon Gesellschaft zu finden und daß er stets fortging, bevor die übrigen Gäste sich sämtlich entfernt hatten; sowie auch, daß er niemals mehr jene vertraulichen Besuche machte, zu denen ihm seine Familienbeziehungen das Recht gaben.

Wohl hatte er nicht alle Hoffnung aufgegeben, den verhaßten Fremden aus Mariens Herzen zu verdrängen, er hielt das Gefühl, das er bei ihr für jenen zu bemerken geglaubt für eine Verirrung, die mit der Zeit wieder verschwinden müßte, je mehr sich der Unterschied ausgleichen würde, der zwischen ihm selbst und seiner Gespielin während der Zeit sich entwickelt hatte, da sie bereits Dame geworden, während er noch Page geblieben war.

Freilich war seine Hoffnung wohl herabgestimmt worden durch die Entdeckung, daß hinter dem abenteuerlichen Handelsagenten Balewsky sich einer der vornehmsten polnischen Magnaten verbarg, den der Minister wohl als eine angemessene, ja glänzende Partie für seine Nichte ansehen konnte und dem gegenüber er selbst, der arme Offizier, weit in den Schatten zurücktreten mußte; aber er hatte ja die Gräfin Helena gefunden, welche ihm ihren Beistand zugesagt, er hatte von ihr gehört, daß sie auch die Neigung des Grafen Potocky zu Marien als eine Verirrung, ja wie es schien, als eine Untreue betrachtete. So hoffte er denn von dem Beistande dieser Verbündeten, die er in Mohilew gefunden, eine günstige Wendung und erwartete mit Ungeduld deren Erscheinen in Berlin.

Herr von Görne selbst war gegen den Lieutenant von Pirch stets von väterlicher Herzlichkeit, er behandelte ihn ganz wie zu seinem Hause gehörig und unterließ es niemals, ihn, auch wenn er nur ganz wenige Gäste bei sich sah, zu Tisch einzuladen. Herr von Pirch nahm diese Einladung auch stets an, da er durch ein sichtliches und auffallendes Abbrechen der Beziehungen zu dem Görneschen Hause nicht selbst seine Zukunftshoffnung aufgeben wollte und da ihn auch, trotz seiner bitteren Verstimmung und seines Grolles, dennoch immer wieder eine geheimnisvolle, magnetische Macht, der er nicht zu widerstehen vermochte, zu Marien hinzog. So war er denn wieder an dem Tage, an welchem Herr Serra auf Befehl des Polizeipräsidenten aus dem Vincentischen Gasthof fortgeführt wurde, in das Görnesche Haus gekommen.

Obgleich er auch diesmal wieder erst ganz unmittelbar vor der Stunde des Diners erschien, fand er doch Marien in dem Salon allein, denn die heutigen Gäste waren einige Räte des Ministers, mit welchen dieser eine längere wichtige Konferenz abgehalten hatte.

Die beiden Jugendgespielen erröteten, als sie sich nach längerer Zeit zum erstenmale wieder allein miteinander befanden. Mit unsicherer Stimme wurde die Unterhaltung geführt, welche sich in abgerissenen Sätzen und Gemeinplätzen bewegte, ohne daß beide es zu bemerken schienen. Zu ihrer großen Befriedigung dauerte diese peinliche Situation nicht lange, denn bald erschien

der Minister mit seinen Gästen und man setzte sich zu Tisch.

Das Gespräch war ziemlich einsilbig. Auch Herr von Görne schien zerstreut und seine Untergebenen antworteten meist nur auf die an sie gestellten Fragen ziemlich gleichgiltigen Inhalts.

Marie schien, sobald die Gesellschaft um sie versammelt war, ihre ganze natürliche Unbefangenheit wieder zu gewinnen, sie lachte und scherzte mit Herrn von Pirch so zwanglos und vertraulich, wie es zwischen Jugendgespielen natürlich war, und der junge Offizier, von dem alten Burgunder des Herrn von Görne angeregt, fand auch seinerseits immer mehr den heiteren und herzlichen Ton der früheren Zeit wieder, so daß er sich oft in eine glückliche Vergangenheit zurückversetzt glaubte und alle Pein und Sorge vergaß, welche in der Gegenwart sein Herz bedrückten.

Dennoch erschrak er, als Herr von Görne, nachdem kaum das Dessert aufgetragen war, sich erhob und die Herren aufforderte, mit ihm in sein Kabinet zurückzukehren, um die angefangene Besprechung zu beenden.

Es war, ohne offenbare und durch nichts zu rechtfertigende Unart, für Pirch unmöglich, ebenfalls sogleich aufzubrechen, auch übte die wiedergefundene alte Vertraulichkeit mit Marie einen unwiderstehlichen Reiz auf ihn aus, dem er nicht den Mut hatte, sich zu entziehen, wie man ja oft nicht die Kraft findet, einen gefährlichen und berauschenden Trank von den Lippen abzusetzen.

Als Herr von Görne mit einer flüchtigen Entschuldigung ihm zum Abschied die Hand drückte und ihn auf die Gesellschaft seiner Nichte hinwies, blieb ihm nichts anderes übrig, als Fräulein Marie den Arm zu bieten, und sie aus dem Speisezimmer in ihren Salon zu führen, wo die Diener sogleich den Kaffee servirten, um die beiden dann allein zu lassen.

Alles war hier unverändert wie an jenem Frühlingstage. Die großen Glasthüren nach dem Gartenaltan standen offen, die Sonnenstrahlen fielen durch das dunkler und dichter gewordene Laub der hohen Baumkronen herein; Lorito saß auf seiner Stange und begrüßte mit freudigem Flügelschlag seine Herrin, welche zärtlich den Kopf des Vogels streichelte und sich auf ihren Platz an dessen Seite niederließ, um ihre Tapisseriearbeit wieder aufzunehmen.

Marie begann ein gleichgiltiges, gezwungenes Gespräch. All ihre Heiterkeit war wieder verschwunden und sie hielt ihre Blick so eifrig auf ihren Arbeit niedergeschlagen, als ob von der Gleichmäßigkeit der Stiche ihrer Stickerei die allerwichtigsten Interessen für sie abhingen.

Pirch stand mit verschränkten Armen vor ihr. Düstere Glut brannte in seinen Blicken, die unverwandt auf das Gesicht des jungen Mädchens geheftet waren, das, von den grüngoldenen Reflexen der Sonnenstrahlen umspielt, schöner als jemals erschien in seinem halbverlegenen, halb trotzigen Ausdruck, unter dem sie ihre innere Befangenheit zu verbergen sich bemühte.

Eine Zeit lang hörte er schweigend die allgemeinen, bedeutungslosen Bemerkungen mit an, bei denen sie kaum etwas zu denken schien.

„Nein, nein," rief er dann, seinen eigenen Gedanken antwortend, „so kann, so darf es nicht bleiben. Es ist feig und niedrig, von fremdem Beistand die Entscheidung zu erwarten. Wer nicht den Mut hat, mit eigener Hand die Blume seines Glücks zu brechen, dem wird sie ewig vergebens blühen!"

Marie fuhr erschrocken auf bei diesem heftigen Ruf, der so gar nichts mit dem gemein hatte, was sie soeben gesprochen. Sie sah den jungen Offizier fragend an und senkte dann sogleich wieder die Augen vor seinem halb bittenden, halb drohenden Blick.

„Ich verstehe Dich nicht," sagte sie, „was soll nicht so bleiben, was soll anders werden? Hast Du Unangenehmes im Dienst gehabt? Wende Dich an den Onkel, sprich mit ihm offen, er wird gewiß gern bereit sein, für Dich zu vermitteln."

„Dienst?" fuhr Pirch auf, „was kümmert mich der Dienst, wo es sich um meines Lebens höchstes Glück handelt? Nein, nein, Marie, es kann, es darf so nicht bleiben, Du weißt es wohl, Du mußt es wissen, daß ich so nicht weiter leben kann!"

„Ernst," sagte Marie zitternd, „ich bitte Dich." Sie stockte, als ob sie keine Worte finden könne für das, was sie bewegte.

Der Papagei hatte sie aufmerksam betrachtet und als ob er sie beruhigen wolle, sagte er mit schmeichelndem Ton: „Ignazy.“ Marie beugte ihr von Purpurglut übergossenes Gesicht tief auf ihre Brust herab.

Herr von Pirch aber erhob drohend die geballte Faust gegen den Vogel und rief, näher zu dem jungen Mädchen herantretend: „Das ist es, Marie, das ist es! Das ist der tausendmal verwünschte Name, dessen verhaßter Klang sich zwischen uns drängt und mich von allem trennt, was meines Lebens Glück und Hoffnung war.“

Wie mit einem Zauberschlage war Mariens scheue Befangenheit verschwunden. Schnell erhob sie sich und trat hochaufgerichtet vor Herrn von Pirch hin. „Ich weiß nicht, was Du sagen willst, Ernst,“ sprach sie, die großen Augen mit stolzem, klarem Blick zu ihm aufschlagend, „ich weiß nicht, mit welchem Recht Du es sagen magst, aber ich weiß, daß es besser ist, wenn wir ein Gespräch nicht fortsetzen, zu dem ich Dir niemals ein Recht gegeben habe und niemals ein Recht geben werde.“

„Ignazy, Ignazy,“ rief Fritz knirschend, „das ist der Name unter welchem er sich hier einschlich und sich feindlich in die Kreise meines Lebens drängte. Dieser Name mag wohl echt sein; aber der andere Name jenes Herrn Balewsky, der mit tückischer Zaubermacht Dein Herz zu bestricken wußte, jener andere Name ist falsch, falsch wie seine Seele.“

Marie erbleichte und drückte die Hände auf ihr Herz.

„Falsch, sagst Du," fragte sie stolz und drohend, „und warum?"

„Weil er nicht so heißt," rief Fritz, „weil er unter der Maske eines erborgten Namens Dir genaht ist, um später um so leichter wieder verschwinden zu können, ohne Spur, wenn das Spiel, das er in flüchtiger Laune mit Deinem Herzen getrieben, ihm keine Unterhaltung mehr bieten wird."

Noch höher richtete sich Marie auf. Das zierliche, schmächtige Mädchen schien größer und stärker zu werden, als sie flammenden Blickes mit fester, klarer Stimme sagte:

„Es ist nicht edel, einen Abwesenden anzuklagen, der sich nicht zu verteidigen vermag, wenn man nicht die Anklage beweisen kann."

„Beweisen!" rief Herr von Pirch. „Meine Augen haben den Beweis gesehen, und es gibt keinen Zweifel. Als mich der König nach Mohilew gesendet, da habe ich an dem Hofe der Kaiserin Katharina zu meinem Erstaunen diesen Herrn Balewsky gesehen, der hierher gekommen war, um Handelsgeschäfte mit der Seehandlung zu treiben."

„Am Hofe der Kaiserin Katharina, er — ein Pole?" fragte Marie zweifelnd.

„O, sie waren alle da, diese polnischen Magnaten," erwiderte Herr von Pirch; „wie die Planeten umkreisten sie die Sonne des kaiserlichen Thrones, mit den russischen

Höflingen wetteiferten sie, wer sich am tiefsten bücken würde vor der hochgebietenden Herrin, und unter den stolzesten Namen der polnischen Höflinge Katharinas klang der des Grafen Ignaz Potocky, in welchem ich zu meinem Erstaunen jenen Herrn Balewsky wiedererkannte, der hierher gekommen war, um in unscheinbarer Gestalt Dein Herz zu bethören."

Marie blickte mit stolz strahlenden Augen aufwärts, während ein glückliches Lächeln um ihre Lippen schwebte. „Graf Ignaz Potocky," flüsterte sie, „das ist ein hoher Klang unter den ersten Namen des polnischen Adels! Wohl wußte ich, daß er nicht war, was er schien, aber so hoch hätte ich ihn dennoch nicht geträumt!"

Erstaunt sah Herr von Pirch sie mit finsterem Blick an, er schien eine andere Wirkung seiner Worte erwartet zu haben. Die stolze Freude des jungen Mädchens über den hochklingenden Namen ließ ihn fast seine Mitteilung bereuen.

„Ja," fuhr er bitter fort, „dieser hohe Herr stand befangen und scheu vor mir, dem einfachen, armen Offizier, er sprach von einem Geheimnis, das ihn gezwungen habe, unter erborgtem Namen hier zu erscheinen, er verlangte mein Versprechen, dies Geheimnis zu bewahren und ich habe es ihm versprochen auf die Bitte seiner Freundin."

„Seiner Freundin?" rief Marie erbleichend, indem sie einen Schritt vortrat.

„Ja, seiner Freundin!" rief Herr von Pirch, „seiner

Freundin, welche mitleidig lächelte bei der Mitteilung über dieses angebliche Geheimnis! Diese Freundin war eine der ersten, der schönsten und stolzesten Damen des polnischen Hofes, ihr Herz gehört ihm und ihr das seine und," fügte er mit einem höhnischen Lachen hinzu, das seinem frischen, guten und offenen Gesicht fremd war, „diese Dame schien sich wenig zu kümmern um seine kleinen Geheimnisse, sie mochte wohl glauben und gewiß sein, daß dieselben mit seinem Herzen nichts zu thun hätten, war sie doch wohl der eigenen Herrschaft über sein Herz sicher genug!"

Einen Augenblick beugte Marie unter diesem Schlage ihr Haupt auf die Brust. Ein leises Zittern flog durch ihre Glieder; dann aber richtete sie sich wieder auf, wieder lächelten ihre Lippen, kalt und ruhig sagte sie: „Das ist nicht wahr!"

Glückselige Zuversicht strahlte aus ihren Augen. Sie drückte die Hand auf ihr Herz, sie fühlte, unter dem Spitzentuch verborgen, den Brief des Geliebten, der ihr so warm, so wahr und so treu von seiner Liebe sprach; wenn seine Worte Lüge waren, so gab es ja keine Wahrheit mehr in der Welt.

„Das ist nicht wahr, sagst Du?" rief Pirch außer sich. „So sehr ist Dein Herz befangen von dem unglückseligen Zauber, den dieser Mensch auf Dich zu üben vermochte? O Marie, Marie, höre mich, höre das Wort Deines Freundes, dem Dein Herz doch in der Kinderzeit ver=

trauensvoll sich zuwendete; höre es und laß Dich warnen vor der feindlichen Macht, die Dich hinabreißen wird zu dem Abgrund bitterer, jammervoller Täuschungen."

Er eilte zu ihr hin; er sank vor ihr auf die Kniee nieder, er hielt ihre widerstrebenden Hände fest und bedeckte sie mit seinen Küssen.

„Marie, Marie," rief er, „niemand auf Erden kann Dich lieben wie ich, und ich weiß es ja doch, Du warst mir gut, ehe dieser unglückselige Fremde zwischen uns trat! Denke zurück an die glücklichen Tage, da Du die kindlichen und doch so schönen und süßen Hoffnungen nicht zurückweisen mochtest, die Du in meinen Augen lesen, in meinen Worten hören mußtest! Ihr kann Dir nicht den Namen, nicht das Gold eines stolzen Magnaten bieten, aber in der ganzen weiten Welt findest Du kein Herz, das dem meinen gleich kommt an Liebe und Treue! O Marie, Marie, wirf jenen Wahn der Eitelkeit von Dir, kehre zurück zu dem alten Freunde Deiner Jugend, der Dich besser kennt, Dich höher wert hält, als jeder andere!"

Seine Augen füllten sich mit Thränen. Er umschlang sie mit seinen Armen und voll glühender Leidenschaft blickte er schmerzlich zu ihr auf. Sie riß sich gewaltsam von ihm los und wich entsetzt einige Schritte zurück. Der Papagei schlug kreischend mit den Flügeln und streckte drohend seinen Schnabel gegen Herrn von Pirch vor.

Schon streckte sie die Hand nach einer goldenen Glocke aus, die auf ihrem Arbeitstisch stand. Aber schnell wurde

sie wieder ruhig, ihr Gesicht nahm den Ausdruck inniger, wehmütiger Teilnahme an. Sie trat zu dem jungen Mann heran, reichte ihm die Hand und sagte mit herzlicher Freundlichkeit.

„Ernst, höre mich an! Als ich noch ein Kind war,“ fuhr sie sanft fort, „hörtest Du doch auf mich, wenn Du in wilder Heftigkeit aufbrausen wolltest, höre mich auch heute an und laß uns nicht im Zorn von einander gehen.“

„Von einander gehen,“ wiederholte er mit tieftraurigem Ton. Dann erhob er sich, fuhr mit der Hand über die Augen und sagte: „So sprich.“

„Ernst,“ fuhr sie fort, mit kindlicher Herzlichkeit zu ihm aufblickend, „Du weißt es, daß ich Dir so recht von Herzen gut war, während unserer ganzen Kinderzeit.“

„Ich weiß es, daß es so war,“ erwiderte er, das letzte Wort betonend.

„Es war und es ist so,“ sagte sie; „nichts hat sich in mir geändert, ich war Dir gut wie eine Schwester nur einem Bruder gut sein kann, ich bin es noch, und vielleicht, wenn alles geblieben wäre, wie damals und Du hättest zu mir gesprochen, wie neulich und wie Du es heute gethan, vielleicht hätte ich dann mein Herz nicht verstanden und Dir eine Antwort gegeben, die ich Dir heute nicht geben kann.“

Er ballte die Hände. Eine leise Verwünschung zitterte auf seinen Lippen.

„Nicht so, nicht so,“ sagte sie bittend, „denn wenn es

so gekommen wäre, glaube es mir, es wäre kein Glück gewesen, für mich nicht, auch nicht für Dich, wir würden uns beide getäuscht haben und wenn wir später diese Täuschung erkannt hätten, dann wäre es zu spät gewesen, denn auch Du, Ernst, Du täuschest Dich, Du bist noch so jung, noch so fremd in der Welt, Du hältst die kindliche Freundschaft für ein anderes Gefühl und wenn dann einst das, was Du jetzt für mich zu empfinden glaubst, wirklich in Dein Herz eingezogen wäre, dann würde die Fessel schmerzlich auf Dir lasten und Du würdest mir vielleicht zürnen, daß ich Dich nicht gewarnt, nicht zurückgewiesen habe."

„Niemals, Marie, niemals!" rief er mit flammenden Blicken.

„Doch, doch, Ernst," sagte sie, fast ängstlich seine leidenschaftliche Erregung beschwichtigend, „erinnere Dich nur, wie oft und schnell früher schon in unserer Kinderzeit Deine Neigungen wechselten, wie Du zornig wurdest, wenn ich es Dir vorher sagte, und wie dennoch oft morgen schon das Spielzeug verächtlich in den Winkel geworfen wurde, das Dir gestern noch von unschätzbarem Wert zu sein schien."

„Ein Spielzeug!" rief er, „Du ein Spielzeug, Marie!"

„O," sagte sie mit wehmütigem Lächeln, „ich schätze mich darum wahrlich nicht gering, hattest Du doch immer nur Freude an kostbaren Dingen, an welche sich große,

edle Gedanken knüpfen ließen, aber Spielzeug war es doch immer nur, woran Dein Herz sich hing und auch heute noch ist es nur ein Spielzeug, was Du in mir findest, denn noch bist Du ja dem Spiel nicht entwachsen, ist es doch bekannt, daß die Knaben länger Kinder bleiben und spielen, als wir," fügte sie mit einer fast altklugen Naivität hinzu, über die er gelächelt haben würde, wenn sein Herz nicht so tief schmerzlich bewegt gewesen wäre.

„Nun siehst Du wohl," fuhr sie lebhaft fort, „daß das ein Unglück gewesen wäre, denn würde später die ernste Wahrheit statt des kindlichen Spiels an Dich herangetreten sein, Du würdest unmutig das Spielzeug weggeworfen haben, über dessen Wert Du Dich getäuscht hättest, und darum ist es gut, daß es nicht so kam, nicht mehr so kommen konnte, seit . . ." Sie stockte und senkte hoch errötend das Haupt. Aber gleich dann wieder blickte sie frei und offen zu ihm auf. „Nein, Ernst," sagte sie, „es konnte nicht mehr so kommen, denn schon damals, als Du hier mit mir sprachst, hatte ich erkannt, daß das Kindergefühl in meinem Herzen nicht das sei, was Du von mir verlangtest, was Du in leidenschaftlichem Irrtum selbst zu empfinden glaubtest. Ich wußte, Ernst, daß die schwesterliche Liebe, welche im Herzen des Kindes erwachsen war, wohl bereit sein mochte, Deinem Glücke jedes Opfer zu bringen, daß sie aber nicht ausreichen könne, um einen Bund für das ganze Leben zu begründen. Und gerade an jenem Tage, Ernst, sollte ich jenes Gefühl,

das zwischen uns nicht bestehen konnte, in seiner ganzen übermächtigen Allgewalt kennen lernen."

„Ich wußte es," sagte Ernst knirschend; „ich habe es wohl gesehen!"

„Siehst Du, Ernst," fuhr sie, ihm die Hand reichend, fort, „so ist es, ich bin wahr und offen gegen Dich, wie ich es immer gegen den Freund meiner Kindheit gewesen, und es wird zwischen uns alles wieder gut werden, wir werden Freunde bleiben, wie wir es waren, und Du wirst auch das, was Du bei mir, vom Irrtum befangen, suchtest wiederfinden, wo es Dich nicht zur Reue und Täuschung hinführen wird."

Er schien ihre dargebotene Hand nicht zu bemerken. „Ich habe mich nicht getäuscht, Marie," sagte er, „was mein Herz erfüllt, ist kein Irrtum, meine Liebe zu Dir ist mit mir erwachsen und meines Lebens Kern und Inhalt geworden! Du aber täuschest Dich, Marie, oder Du wirst getäuscht, denn jener Ignaz Potocky, der Dir Liebe geheuchelt, gehört einer andern, die ein älteres Recht an ihn hat und wenn er Dir die Treue hält, so muß er sie jener andern brechen!"

Diesmal erbleichte Marie nicht, sie schlug nicht die Augen zu Boden, ruhigen, klaren, fast heiteren Blickes sah sie ihn an und sagte: „Das glaube ich Dir nicht, Ernst, und wenn man es Dir gesagt, so hat man Dich getäuscht, um zwei Herzen zu trennen, die zu einander gehören und die das heiligste Vertrauen miteinander

verbindet; denn ich vertraue ihm,“ fuhr sie in begeisterter Aufwallung fort, „sein Wort ist der Fels, auf dem meine Seele ruht, sein Blick der Lichtstrahl, vor dem alle Nebel verschwinden! Nein, nein, in ihm ist kein anderer Halt und wenn er ein anderes Bild im Herzen trüge oder auch nur in der Erinnerung, dann könnte er solche Worte nicht finden, wie er sie mir schreibt.“ Sie zog aus ihrem Busenstreifen Potockys Brief hervor und drückte ihn inbrünstig an ihre Lippen.

Pirch erbleichte und preßte die Lippen aufeinander. „So weit ist es gekommen?“ sagte er dumpf; „weiß Dein Oheim um diesen Briefwechsel?“

„Sein Sekretär hat mir diesen Brief aus Warschau gebracht!“

„Dann habe ich nichts mehr zu sagen,“ erwiderte Pirch, „und nur Gott noch zu bitten, daß er Dich vor schmerzlicher Enttäuschung bewahren und Dir Ersatz geben möge für mein Herz voll Liebe und Treue, das Du verloren hast!“

„Ernst,“ sagte sie bittend, „Du gehst im Zorn von mir? War es nicht meine Pflicht, ganz wahr gegen Dich zu sein? Habe ich Dir nicht bewiesen, daß ich Dich für meinen besten und treuesten Freund halte?“

„Die Wahrheit ist bitter,“ erwiderte er; „vielleicht ist sie eine Arzenei, man sagt es ja so, vielleicht auch ein Gift, das tötet! Gewiß ist es ein entsetzlicher Schmerz, wenn das Leben aus den Wurzelfasern seines Wesens

gerissen wird, und schwer wohl mag es sein, im neuen Boden Wurzeln zu schlagen, noch schwerer, im neuen Leben Blüten zu treiben. Lebe wohl, Marie!"

„Ernst, Ernst," sagte sie ängstlich, „was sprichst Du da? Was hast Du vor? Mich schrecken Deine Worte!"

„Sei ruhig!" sagte er bitter lachend; „ganz ruhig, mein Leben ist sicher vor mir selbst, zu solcher Feigheit sinkt Ernst von Pirch nicht herab; aber eine neue Welt muß ich mir öffnen, wiedersehen werde ich Dich nicht, Marie, niemals."

„So bist Du nicht mein Freund mehr, Ernst?"

„Ich bin Dein Freund und werde es immer sein, bedarfst Du meiner, so sollst Du mich nicht vergebens rufen, im Unglück, das Gott von Dir wenden möge, werde ich da sein, Dein Glück zu sehen vermag ich nicht!"

Er faßte ihre Hand mit fast schmerzhaftem Druck, sah ihr starr in die Augen und rief mit leicht schluchzender Stimme: „Lebe wohl, Marie, lebe wohl, lebe wohl!"

Sie wollte noch zu ihm sprechen, aber schon war er, schnell davoneilend, aus dem Zimmer verschwunden. Auch ihre Augen füllten sich mit Thränen und schmerzvoll seufzend sank sie auf ihren Sessel nieder. Mechanisch nahm sie ihre Arbeit zur Hand, während Lorito freudig mit den Flügeln schlug und in seinen schmeichelndsten Tönen rief: „Ignazy, Ignazy."

Es schien, als ob diese Rufe des Vogels mit Zaubermacht ihre trüben Gedanken verscheuchten. „Er wird

vergessen", flüsterte sie, „wie er ja als Kind schon so oft die Phantasien vergaß, welche einen Augenblick ihn so ganz in Anspruch nahmen." Sie drückte das Taschentuch auf ihre Augen. Dann zog sie Ignaz Potockys Brief hervor und als sie die Grüße seiner Liebe wieder und immer wieder las, flüsterten ihre Lippen in glückseligem Lächeln die Worte, welche in den Tiefen ihres Herzens widerklangen.

*

Pirch schritt finster und gesenkten Hauptes über die Straße hin; er achtete nicht auf den Weg, nicht auf die Grüße einzelner Begegnenden, sein Wesen war in seinen Tiefen erschüttert und er hatte sich kaum darüber Rechenschaft geben können, ob er aus hellem Tageslicht in einen dumpfen Schlummer mit schweren Träumen versunken oder umgekehrt aus holdem, freundlichem Traum zu kalter, erschreckender Wirklichkeit erweckt worden sei.

Sein ganzes Leben hatte sich, ihm halb unbewußt, mit seiner Liebe zu Marie von Görne entwickelt. Alle seine Zukunftsgedanken hatten sich an diese Liebe angeknüpft und endlich hatte dann nach dem ersten Erscheinen Potockys der trotzige Stolz seiner Natur sich eigensinnig an diese Liebe angeklammert, die ihm als ein köstliches Eigentum erschien, das er gegen fremde Angriffe verteidigen müsse. Und nun war diese Liebe plötzlich aus seinem Leben herausgenommen; das raubte ihm allen Halt, alle Erinnerungen, alle Hoffnungen; denn nachdem

Marie so freundlich, so schwesterlich mit ihm gesprochen, behielt er keine Hoffnung mehr in seinem Herzen. Er war überzeugt, daß ihre Neigung zu dem Fremden, der so unglückselig verhängnisvoll in seinen Lebenskreis eingetreten, nicht ein flüchtiges Spiel der Phantasie, nicht ein Reiz der Eitelkeit sei, er war gewiß, daß auch, wenn ihre Liebe getäuscht werden sollte, sie wohl daran sterben, aber nicht zu ihm sich zurückwenden werde; für ihn war sie für immer verloren und diese Gewißheit erfüllte ihn mit tiefem, brennendem Schmerz und zugleich mit wildem Grimm gegen die ganze Welt und gegen den vor allem, der ihm Mariens Herz geraubt. Wäre er in dieser Stunde dem Grafen Ignaz begegnet, so würde wohl kaum einer von ihnen das Leben behalten haben. Fast aber haßte auch und verachtete er sich selbst. War er nicht ein Thor, ein feiger Schwächling, daß er bei seinem Eintritt in das Leben, das seinem Jugendmut so viel lockenden Reiz entgegentrug, seinen ganzen Sinn an die Liebe eines Mädchens, an einen kindischen Traum hängen mochte?

„Fort mit solcher Thorheit!“ rief es in ihm und eine unwiderstehliche Lust überkam ihn, sich in das Leben wie in ein brandendes Meer hineinzustürzen und in tausendfach neuem Reiz Vergessenheit zu suchen. Fort mußte er aus allen Verhältnissen, die ihn gegenwärtig umgaben, denn das eine fühlte er mit klarer Gewißheit, daß er von seinem Schmerz nicht genesen, nicht sich selbst wiederfinden könne,

wenn alles um ihn her ihn immer und immer wieder an den verlorenen Traum seiner Jugend und seiner Liebe erinnern würde. Am liebsten hätte er sich zu Pferde gesetzt und wäre, den fahrenden Rittern der Vorzeit gleich, in die weite Welt hinausgezogen, um Kämpfe und Abenteuer aufzusuchen und im jähen Wechsel die innere Kraft wiederzufinden.

In solchen Gedanken war er immer weiter dahingeschritten. Der Abend dunkelte herab und wie es bei großen Seelenerschütterungen häufig geschieht, übte die Gewohnheit ihre Macht auf den Körper. Er hatte, ohne es zu wissen, den Weg nach der Brüderstraße eingeschlagen, da er häufig um diese Abendstunde mit seinen Kameraden in der Trinkstube des Vincentischen Gasthofs zusammen zu kommen pflegte.

Da fühlte er plötzlich seinen Arm leise berührt und wie aus einem tiefen Traum aufblickend, sah er einen Kellner neben sich stehen, der ihm, ehrerbietig grüßend, meldete, daß eine vornehme Dame aus Warschau in dem Gasthof angekommen sei, welche den Herrn Baron sobald als möglich zu sprechen wünsche. Er habe den Baron bereits in seiner Wohnung vergeblich aufgesucht und sei glücklich, ihn nun hier zu treffen, damit jene so vornehme und so schöne Dame nicht vergebens zu warten habe.

Einen Augenblick starrte Herr von Pirch den Kellner schweigend an, dann flammte ein Blitz in seinen Augen auf. „Ich komme,“ sagte er, „sogleich bin ich dort.“ Und

schnell eilte der Kellner davon, die Botschaft zurückzubringen, daß er den Auftrag ausgeführt habe. „Sie ist es,“ sprach Herr von Pirch vor sich hin, „sie muß es sein, wer sonst aus Warschau sollte nach mir fragen? Ist das ein Wink, ein Gruß des vollen, schäumenden Lebens, das mir Ersatz bringen soll für den kindischen Traum?“

Schnell, mit elastischen Schritten folgte er dem Kellner und trat bald unter den Thorweg des Gasthauses, wo Meister Vincenti ihn bereits erwartete und mit ehrerbietigem Gruß den jungen Offizier empfing, der in seinen Augen bedeutend gestiegen war, da eine so glänzend auftretende und so fürstlich freigebige Fremde ihn als einen alten Bekannten hatte zu sich rufen lassen.

Er führte Herrn von Pirch nach kurzer Anmeldung in den Salon der Gräfin, in welchem bereits der Tisch für das Souper gedeckt war, dem der Kellner, dem erteilten Befehl folgend, ein zweites Couvert für Herrn von Pirch hinzugefügt hatte.

Nur kurze Zeit wartete der junge Mann, dann trat Helena in einem Hauskleide von purpurnem Sammet, ähnlich wie er sie in ihrer Wohnung in Mohilew gesehen, ein und reichte ihm mit herzlichem Gruß die Hand.

Sie war wunderbar schön im flimmernden Licht der Kerzen, ein Hauch von Anmut und süßem Reiz umfloß sie und erweckte in ihm die Erinnerung an den Rausch, der ihn umfangen hatte in jener Nacht in Mohilew und

der damals so schnell vor dem Bilde der geliebten Jugendfreundin verflogen war.

Er führte ihre Hand an seine Lippen, aber seine Lippen brannten länger auf dieser so schönen und so warmen Hand, als die Form des ritterlich galanten Grußes es erforderte.

Die Gräfin schien verwundert über seine glühenden Wangen und seine unstäten, brennenden Blicke. Sie zog ihre Hand zurück und sagte: „Willkommen, Herr von Pirch! Sie sehen, daß ich Wort gehalten habe, ich bin eine zuverlässige Verbündete, nicht wahr?“

„Sie sind die herrlichste aller Frauen!“ rief Herr von Pirch feurig. „Wo ist das Weib auf Erden, das mit Ihnen wetteifern, wo das Auge, das neben Ihnen noch anderem Reiz sich öffnen möchte!“

Die Lakaien der Gräfin traten ein, um das Souper zu serviren. Sie nahmen den Kellnern die Platten ab, welche diese aus der Küche heraufbrachten, und besorgten den Dienst allein mit jener schweigenden Schnelligkeit und Sicherheit, welche den Vorzug der Domestiken in den großen Häusern bildet. Die Gräfin machte die Honneurs mit all der vornehmen Anmut, in der sie Meisterin war, als ob sie in ihrem Speisesaal zu Warschau oder Bialystock gewesen wäre. Sie führte dabei die Unterhaltung frei und leicht und wußte tausend Gegenstände anregend zu berühren, ohne dabei irgend etwas zu sagen, was die Lakaien nicht hätten hören sollen, so daß Herr von Pirch

trotz der schmerzlichen Erregung, in der er sich befand, vollständig von dem Zauber dieser Unterhaltung beherrscht und umstrickt wurde, welche im Verein mit den edlen Weinen aus Herrn Vincentis Kellern seinen Geist und seine Sinne in gleichem Maße anregte.

Er glaubte sich in der Gesellschaft dieser wunderbaren Frau in der That seinen bisherigen Lebenskreisen vollständig entrückt und fast erschien er sich selbst lächerlich, daß er an einer Vergangenheit so sehr hatte hängen mögen, die ihm in diesem Augenblick im Vergleich zu der hinreißenden Gegenwart so wenig wert zu sein schien.

Er sprach immer lebhafter und freier und die Gräfin erstaunte über die bittere Verhöhnung jeder idealen Lebensauffassung, welche oft aus seinen Worten hervorklang und so ganz im Widerspruch stand mit dem Wesen, das sie früher an ihm gekannt hatte.

Das Souper war nach der Gewohnheit des Hauses der Gräfin schnell servirt. Die Lakaien verschwanden, nachdem sie Früchte und spanische Weine auf die Tafel gesetzt hatten. Die Gräfin lehnte sich in ihren Stuhl zurück und sagte:

„Nun, mein junger Freund, ich bin also gekommen, um Ihnen beizustehen, wie ich es versprach, der Beistand einer Frau wiegt schwer in Liebesangelegenheiten, und ich hoffe, Sie werden mit mir zufrieden sein. Erzählen Sie mir also wie es steht. Ein Arzt muß genau die Krankheit kennen, die er heilen soll.“

Herr von Pirch leerte ein Glas Malaga und sagte mit düsteren Blicken: „Sie kommen zu spät, Gräfin, und werden nichts mehr zu thun finden. Auch die Kunst des besten Arztes ist nichts mehr wert vor einer Leiche; meine Liebe aber, der Sie helfen wollen, ist tot!“

Die Gräfin schüttelte lächelnd den Kopf. „Wie doch die jungen Herzen so leicht verzagen und verzweifeln, wie sie da den Tod sehen, wo vielleicht nur ein leichtes Mißverständnis, nur eine leichte Verstimmung den natürlichen Kreislauf des Blutes hemmt. Das wäre eine schlechte Liebe, die so leicht erstirbt,“ fügte sie hinzu.

„Meine Liebe ist nicht leicht gestorben, Gräfin,“ sagte Herr von Pirch, „und vielleicht war es thöricht, daß ich sie so schwer aus meinem Herzen reißen ließ, eine Blume ist wohl so großer Schmerzen nicht wert, wenn ringsumher noch so viele andere und vielleicht schönere blühen.“

Die Gräfin bewegte ungeduldig die Spitzen ihrer feinen Finger. „Sprechen Sie ohne Bilder,“ sagte sie streng und kurz, „was ist geschehen?“

„Diejenige, die ich liebte, Gräfin,“ erwiderte Herr von Pirch, „meine Jugendfreundin, von der ich Ihnen sprach, an der mein Herz seit meiner Kindheit hing und die ich nur von flüchtiger Verirrung bethört glaubte, ist verloren für mich auf immer! Sie liebt jenen Grafen Potocky, der sich unter falschem Namen hier einschlich, mit aller Kraft ihres jungen Herzens. Sollte der Zauber, in dem sie befangen ist, jemals zerstört werden, so wird ihr Herz

brechen, aber dennoch niemals mir sich zuwenden und ich, Gräfin, will von einem Herzen nichts wissen, mit dem ein anderer sein Spiel getrieben."

Die Gräfin erbleichte und drückte die Hand auf ihr Herz. „So sehr liebt sie ihn?" fragte sie tonlos mit ungläubigem Kopfschütteln. „Ein Kind, das kann nicht möglich sein!"

„Ich habe dieses Mädchen sehr geliebt," erwiderte Pirch, „so sehr, daß es eine Thorheit ist, so zu lieben, ja, ja, es war eine Thorheit, doch ich habe diese Thorheit begangen und die Liebe schärft den Blick, glauben Sie mir, Gräfin, sie ist bezaubert; sie gehört ihm für ihr ganzes Leben, sie wird sterben, wenn er sie täuscht. Wer kann sie hindern?" rief er hohnlachend. „Wenn die Falter die trügerische Flamme für des Himmels reines Sonnenlicht halten, so mögen sie darin umkommen!"

„Ruhig, mein Freund, ruhig," erwiderte die Gräfin, indem sie die Hand auf seinen Arm legte; „die Erbitterung trübt den Blick, man muß niemals etwas verloren geben, selbst die Liebe nicht."

„Man muß verloren geben, was keinen Wert mehr hat," erwiderte Pirch, „oder man ist ein Thor, der es nicht mehr verdient, den Preis des Lebens zu gewinnen."

„Die Zauberkraft, die eines Mädchens Herz bethört," sagte die Gräfin, „liegt in diesem Herzen selbst. Wir müssen versuchen, den Zauber zu brechen, und das bethörte Herz wieder frei zu machen."

„Nicht ich, Gräfin, nicht ich!“ rief Herr von Pirch. „Ich bin zu Ende mit jenem thörichten Jugendwahn, der wie ein Schleier meinen Geist umhüllte, die Fessel ist gebrochen, die mich an die Erinnerungen meiner Kindheit kettete und mich zurückhielt vom freien Flug in das Leben. Schmerzlich habe ich die Freiheit erkauft, nun will ich sie genießen. Fort mit jenem weichlich süßen Kindertrank der feigen Sehnsucht! Steht nicht der volle Becher des Lebens vor mir, der schäumende Kraft in die Adern gießt, statt knabenhaft matter Sehnsucht!“

Seine Blicke ruhten mit flammender Erregung auf der schönen Frau vor ihm. Die Gräfin erschrak vor diesen Blicken und sagte mit unsicherer Stimme: „Sie sehen zu schwarz, mein lieber Baron, Sie geben die Hoffnung auf, ehe es not thut.“

„Im Gegenteil,“ rief Herr von Pirch, „ich erfasse die Hoffnung als lebendige Gestalt von Fleisch und Blut, während ich bisher einem bleichen Schatten nachseufzte, der mich nach dem Abgrunde hinlockte. Hat dieser wesenlose Schatten einmal schon den Becher des flammenden Genusses meiner Hand entwunden, zum zweitenmal nicht will ich der Thor sein, der des flüchtigen Lebens kurzes Jugendglück einem trügerischen Traumbilde opfert. Sie haben mir Ihre Hilfe geboten, Gräfin, um eine Liebe mir zu erhalten, die mich herabzog zu kindischem, thörichtem Jammer, ich will solche Hilfe nicht mehr! Soll uns die Sonne den Weg zeigen zu des Mondlichts trüber Däm-

merung? Dem Sonnenlicht ist mein Herz jetzt offen, dem Sonnenlicht des warmen, strahlenden Tages. Nicht Ihre Hilfe will ich, Gräfin, geben Sie dem Mann Ersatz für des Knaben traurige Knabenliebe und ich werde tausendmal mehr gewonnen haben, als ich verlor!"

Zornig blitzten die Augen der Gräfin; stolz kräuselten sich ihre Lippen. „Sie sind wahnsinnig, Herr von Pirch!" sagte sie. „Für Wahnsinn will ich gelten lassen, was ich sonst als beleidigende Vermessenheit zurückschleudern müßte!"

Sie erhob sich und wollte von dem Tisch zurücktreten. Er aber sprang auf, wilde Leidenschaft loderte aus seinen Augen, heiße Atemzüge rangen sich aus seiner keuchenden Brust. Er umschlang sie mit seinen Armen, in wilder Heftigkeit preßte er sie an sich, indem er rief: „Nur dem Tollkühnen, nur dem Vermessenen beugt sich das Glück, und mir soll es sich beugen im Vollgenuß des sprudelnden Lebens! Dich liebe ich, Du Schöne, Du Herrliche! Fort mit den Schatten des Traumes in der sonnenglühenden Wirklichkeit!"

Die Gräfin wurde totenbleich, mit einer äußersten Kraftanstrengung entrang sie sich seinen Armen, schnell erfaßte sie die auf dem Tisch stehende Glocke und laut ertönte der helle Klang derselben. Herr von Pirch zuckte zusammen. Er preßte die Hände auf seine Stirn und starrte umher, einem Nachtwandler gleich, der in jähem Schreck erwacht.

Noch stand er so da, als die Kammerzofe aus den inneren Gemächern hereintrat, während zugleich der Kellner die Thür nach dem Korridor öffnete und nach den Befehlen der gnädigen Frau fragte.

Die Gräfin hatte ihre volle Fassung wiedergewonnen; sie war noch bleich, leicht zitterte die Hand, in der sie noch die Glocke hielt, aber ihre Lippen lächelten, ihre Blicke waren ruhig und kalt.

„Ich danke Ihnen, Baron Pirch," sagte sie in leichtem Konversationston, „daß Sie so freundlich gewesen sind, mir Gesellschaft zu leisten, es ist wohlthätig, in einer fremden Stadt alte Bekannte zu finden, und ich hoffe, daß Sie mir ein Führer in der berühmten Residenz Ihres großen Königs sein werden. Auf Wiedersehen also für morgen! Auch Sie werden müde sein, und ich muß es Ihnen ganz besonders danken, daß Sie nach dem langen Tagesdienst, der ja in Ihrer Armee ganz besonders streng sein soll, so lange bei mir ausgehalten haben."

Dies alles war so ruhig, so natürlich und leichthin gesprochen, daß sowohl die Zofe, als auch der Kellner, welche neugierig neben der Thür standen, nichts Außerordentliches in dieser Verabschiedung finden konnten.

Herr von Pirch wurde es schwerer, sich zu fassen; düstere Glut brannte in seinen Augen und seine zuckenden Gesichtszüge zeigten den inneren Kampf, aber er stand von den Thüren halb abgewendet, das Kerzenlicht fiel nicht in sein Gesicht und so konnte denn diese ganze Scene

in den Augen der Beobachter als ein ruhig freundlicher Abschied von guten Bekannten bis zum nächsten Morgen gelten.

Die Gräfin reichte ihm die Hand, aber diese Hand war kalt und unbeweglich wie Marmor. Er führte sie an seine Lippen, aber er berührte sie kaum, und, ohne ein Wort weiter zu sprechen, verließ er das Zimmer.

Im unteren Korridor fand er den Herrn Vincenti, der ihm mitteilte, daß mehrere seiner Kameraden noch in der Trinkstube versammelt wären. Er verbot dem Wirt, von seiner Anwesenheit zu sprechen, da er müde sei, und ging schnell unter der Laterne des Thorwegs, den Kopf gesenkt, auf die Straße hinaus.

„Der Traum ist verloren,“ sagte er, zu den nächtlichen Sternen aufblickend, „verloren auch die flammende, berauschende Wirklichkeit, nach der ich in kindischer Hast die Hand ausstreckte, um den Traum zu ersetzen! Hier kann ich kein Glück, keine Ruhe, keine Kraft mehr finden, fort, hinaus auf das hohe Meer des Lebens, um vielleicht an fernen Küsten Wurzeln zu schlagen zu neuem Dasein, zu neuem Streben und Hoffen!“

Lange noch ging er auf den nächtlich stillen Straßen umher, bald aufschauend zu dem Sternenhimmel, bald leise Worte vor sich hinflüsternd, und als er endlich in seine Wohnung zurückkehrte, da hatte er die Ruhe gefunden, aber es war die Ruhe des Grabes, und ob auf diesem Grabe seiner Vergangenheit einmal noch neue

Blumen aufsprießen würden, das wußte Gott allein, der in die Tiefen der Menschenherzen und in die Wolkenfernen der Zukunft schaut.

Die Gräfin zog sich, als Herr von Pirch sie verlassen, in ihr Schlafzimmer zurück. Ruhig und heiter wie immer sprach sie mit ihrer Zofe und erteilte derselben ihre Befehle für den nächsten Morgen. Als sie dann allein war, ging sie eine Zeit lang gedankenvoll in dem Gemach auf und nieder.

„Das Spiel nimmt eine ernstere Wendung, als ich es gedacht," sagte sie endlich, indem sie sich vor einem kleinen Schreibtisch niederließ, den ihre Zofe, wie sie es gewohnt war, in dem Zimmer hergerichtet hatte, „der Kampf wird härter, wie ich glaubte. Mag dieser junge Mensch in seinem eifersüchtigen Zorn vielleicht zu schwarz sehen, doch ist diese alte Jugendliebe keine Waffe mehr in meinen Händen. Soll ich den Kampf aufgeben? Wäre es nicht vielleicht eine freundliche Blüte auf einsamem Lebenswege, dies junge wallende Herz zu führen, zu leiten und zu beherrschen? Nein, nein," rief sie, „nein! — Ich habe nur eine Liebe! Für sie will ich kämpfen bis zum letzten Atemzuge, und kann ich den Sieg nicht gewinnen, so soll wenigstens keine andere besitzen, was mir versagt ist. Noch weiß ich nicht, wie der Kampf sich gestalten wird, aber die Waffen will ich sammeln und festhalten, wo sie sich mir bieten!"

Sie durchlas noch einmal aufmerksam das Billet Serras, das der Wirt ihr gegeben.

„Dies Papier kann eine Waffe sein," sprach sie dann, „hier birgt sich ein Geheimnis, das den Minister von Görne betrifft und mit dem hier verhafteten Fremden zusammenhängt. Ein Geheimnis aber bietet fast immer eine Waffe, durch deren drohende Spitze man die Menschen seinem Willen gehorsam machen kann."

Sie schrieb einen Brief an den Grafen Felix Potocky, in welchem sie demselben mitteilte, was geschehen war, und sich erbot, ihm ihre Dienste zu gewähren, wenn sie ihm irgendwie in dieser Sache, deren Zusammenhang ihr unbekannt sei, nützlich sein könne; er möge ihr dann, wenn er Vertrauen zu ihrer Diskretion habe, sagen, was sie für den Gefangenen, der seine Unterstützung anrufe, thun könne.

Diesen Brief schloß sie Serras Billet bei und verschloß ihn sorgfältig mit einem Siegel ohne Wappen, um ihn am nächsten Morgen durch einen ihrer Lakaien nach Warschau zu senden.

Dann erst suchte sie die Ruhe und trotz der durcheinander wogenden Gedanken und Empfindungen, welche ihre Seele bewegten, brachte ihr die Ermüdung der langen Reise den wohlthätigen Schlummer.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Schlange und Taube.

Die Gräfin Branicka fuhr am nächsten Tage bei dem Minister von Görne vor und ließ sich unter dem Namen der Frau von Worrinska mit dem Bemerken melden, daß sie Grüße des Grafen Felix Potocky zu überbringen habe.

Dem Herrn von Görne war zwar der Name der polnischen Dame völlig unbekannt, bei der ganz außerordentlichen Aufmerksamkeit aber, die er natürlicherweise allem zuwendete, was aus Polen an ihn herantrat, und bei der Möglichkeit, daß gerade der Graf Potocky einen Weg für ganz vertrauliche und unbeobachtete Beziehungen zu ihm hatte wählen wollen, zögerte er keinen Augenblick, die Fremde, welche sich auf den Grafen berief, zu empfangen. Er war entzückt von der vornehmen Schönheit und Anmut der Frau von Worrinska und erkannte auf den ersten Blick, daß er es weder mit einer Bittstellerin noch mit einer Abenteurerin zu thun habe, sondern daß die Fremde,

welche ihm angab, daß sie, auf einer größeren Reise begriffen, die Residenz des Königs von Preußen kennen lernen wolle, wirklich zur ersten und besten Gesellschaft Polens gehöre, da ihr alle Verhältnisse des großen polnischen Adels und des Hofes von Warschau genau bekannt waren und ihr ganzes Wesen unzweifelhaft den Stempel der wirklich großen Dame trug. Er versuchte in der ersten Unterhaltung mit der Gräfin dieselbe auszuforschen, um zu entdecken, ob sie irgendwelche politischen Aufträge von dem Grafen Potocky habe.

Die Gräfin wich ihm aus und suchte ihrerseits durch verschiedene ganz gleichgiltige und zufällige Fragen in die Beziehungen einzudringen, welche der Minister mit Felix Potocky und vorzüglich mit dessen Bruder Ignaz haben möchte. Der kleine diplomatische Kampf, der sich hiebei zwischen beiden entwickelte, ließ den Herrn von Görne immer mehr den Geist der schönen und interessanten Frau bewundern und bestärkte ihn um so mehr in der Meinung, daß ihre Anwesenheit in Berlin irgend einen besonderen Grund habe.

Er beschloß, sie genau zu beobachten, und wählte dazu den sichersten und vorsichtigsten, zugleich auch einer Dame gegenüber würdigsten Weg, indem er ihr sein Haus öffnete und sich ihr ganz zur Verfügung stellte, um alle Sehenswürdigkeiten von Berlin kennen zu lernen. Er führte sie selbst zu seiner Nichte, bat sie, ein Couvert an seinem Tische anzunehmen und ganz über seine Dienste zu

verfügen und zu erlauben, daß er ihr einen Wagen seiner Remise zur Verfügung stelle.

Die Gräfin hatte Mühe, die Schläge ihres wallenden Herzens zu bemeistern, als sie an der Seite des Herrn von Görne in den Salon seiner Nichte trat. Ihre ganze Seele lag in ihren Augen, als Marie ein wenig befangen und schüchtern der fremden Dame entgegentrat. Der Minister stellte sie als eine Freundin des Grafen Potocky vor. Marie errötete bei diesem Namen, sie schlug die Augen nieder und sprach einige kaum verständliche Worte der Begrüßung. Die Gräfin atmete auf, als ob eine Last von ihrem Herzen fiele.

„Nein,“ rief es in ihr, „nein, es kann nur eine flüchtige Verirrung, eine Phantasie des Augenblicks sein. Der Mann, der die Welt von den Höhen des Lebens herab zu sehen gewöhnt ist, kann dieses schüchterne Kind nicht lieben — und sie mag wohl geblendet sein von ihm, aber sie kann sich zu ihm nicht erheben, der so unendlich weit über ihr steht — ich werde siegen, denn ich habe keine ebenbürtige Gegnerin zu überwinden!“

Sie begrüßte Marie mit einer herzlichen Liebenswürdigkeit, welche dem jungen Mädchen von seiten einer älteren und in jeder Beziehung hochüberlegenen Frau wohlthat.

Der Minister ließ die Damen allein, und die Gräfin wußte in leichter, geistvoller Plauderei Maries Befangenheit bald zu zerstreuen und ihr Vertrauen mehr und mehr zu gewinnen; sie sprach von Warschau, von dem dortigen

Hofe und der Gesellschaft; sie nannte verschiedene Personen des polnischen Adels und führte das Gespräch auf den Grafen Ignaz Potocky; sie schien es durchaus nicht zu bemerken, daß Marie jedesmal bei Nennung dieses Namens ihr Erröten zu verbergen suchte; sie wußte geschickt auch Marie zum Sprechen zu bringen, und als das junge Mädchen von der Berliner Gesellschaft erzählte, in welche sie kaum eingetreten war, als die Gräfin sah, wie klein, eng und beschränkt der Lebenskreis dieses zarten Kindes noch war, da wurde ihr Herz immer leichter, da schien es ihr unmöglich, daß hier ihrer Liebe ernste Gefahr drohen solle.

Die beiden Damen machten mit einander eine Fahrt durch die Stadt und kehrten zum Diner zurück. Die Gräfin entzückte von neuem den Minister und die wenigen Gäste, welche an seiner Tafel erschienen waren, durch ihren so lebhaften und so reichen Geist; sie sprach zu Marie fast wie eine mütterliche Freundin und flößte dem jungen Mädchen ein solches Vertrauen und eine solche Sicherheit ein, daß diese zuweilen unter allerlei wie zufälligen Gesprächswendungen nach dem Grafen Ignaz Potocky zu fragen wagte, wobei dann die Gräfin stets dessen Ernst, dessen Strenge und alle solche Eigenschaften hervorhob, welche ihr vorzugsweise geeignet schienen, einem jungen, eben in das Leben eingetretenen Mädchen mehr bange Scheu als schwärmerische Neigung einzuflößen.

Die nächsten Tage führten beide einander immer näher. Die Gräfin kam täglich; Marie fuhr mit ihr aus, um sie

zu allen Sehenswürdigkeiten von Berlin zu führen, welche auf Befehl des Ministers ihnen sofort geöffnet wurden. Die Gräfin dinirte täglich in dem Görneschen Hause und besuchte die Loge des Ministers im Theater.

Herr von Görne versuchte immer von neuem den eigentlichen Grund ihrer Anwesenheit in Berlin, sowie ihre Beziehungen zu Potocky zu ermitteln; aber die Gräfin wich stets ebenso geschickt seinen Fragen aus, wie sie es ihrerseits vergeblich versuchte, das Geheimnis der Beziehungen des Ministers zu dem Italiener und dessen Verhaftung zu durchdringen.

Immer mehr aber gewann sie Maries Vertrauen, und fester überzeugte sie sich, daß es dem Einfluß, den sie über das junge Mädchen erlangt, gelingen werde, das Herz derselben dem alten Jugendgespielen wieder zuzuwenden. Freilich störte sie in ihren Plänen das Verschwinden des Herrn von Pirch, der weder bei ihr noch in dem Görneschen Hause wieder erschienen war; sie hatte ihm am Tage nach seinem ersten Besuch ein Billet geschrieben, in welchem sie die Vorgänge am Abend scherzhaft behandelte und ihn zur Wiederholung seines Besuchs aufforderte; doch war er nicht gekommen und auch der Minister von Görne hatte mehrmals nach dem jungen Offizier gefragt, der so lange ausbliebe.

Marie hatte leichthin geantwortet, daß auch sie den Baron nicht gesehen und keinen Grund seines Ausbleibens wisse, doch hatte die Gräfin wohl die Verwirrung des

jungen Mädchens bemerkt, welche ihrem Oheim entgangen war — sie fand die Zurückhaltung des jungen Mannes nach der Verirrung, zu der seine heftige Erregung ihn hingerissen, natürlich, zweifelte aber nicht, daß auch er schnell zu seiner alten Liebe zurückkehren werde, wenn es ihr erst gelungen, Maries Herz ihm wieder zuzuwenden — alles mußte sich ja dann freundlich lösen — Ignaz Potocky mußte von seiner Phantasie für dieses junge Mädchen, das ihm ja so wenig bieten konnte, geheilt werden, und dann war es ja unmöglich, daß er nicht erkennen sollte, wie so ganz andern Reiz die Liebe einer Frau mit ebenbürtigem Geist ihm bieten könne, die er bisher in unbegreiflicher Verblendung nicht beachtet und nicht verstanden hatte.

Ihr Diener war von Warschau zurückgekommen und hatte ihr mit dem mündlichen Dank des Grafen Felix Potocky für ihre Mitteilung ein Billet zurückgebracht, auf welchem nur die Worte standen:

„Wenn es der Freundin gelingt, den Gefangenen zu befreien, und der Macht dessen, der ihm seine Freiheit geraubt, zu entziehen, so wird sie ihrem Freund einen Dienst leisten, der diesen zu ewiger Dankbarkeit verpflichtet.“

Die Gräfin hatte aus diesem Billet nur das ersehen, daß der Herr von Görne ein dringendes Interesse hatte, jenen Serra gefangen zu halten, während es dem Grafen Felix umgekehrt daran lag, den Italiener der Macht des preußischen Ministers zu entziehen.

Sie behielt sich vor, dem Faden, der sich in ihrer Hand verdichtete, weiter zu folgen, je nachdem ihr das zur Erreichung des einzigen persönlichen Zweckes, der ihr am Herzen lag, nötig erscheinen würde.

Sie war eines Nachmittags, nachdem sie mit Marie eine längere Spazierfahrt gemacht, allein zum Diner bei dem Minister.

Herr von Görne erzählte mit einiger Bewegung, daß der Lieutenant von Pirch seinen Abschied gefordert habe.

„Es ist der Sohn eines alten Freundes von mir," erklärte er der Gräfin, „der fast in meinem Hause aufgewachsen ist. Er war Page des Königs, der ihm sehr wohlwollte, und hatte die Aussicht auf eine vorzügliche Carrière — nun verlangt er mit Hartnäckigkeit den Abschied."

„Und warum?" fragte die Gräfin mit einem forschenden Seitenblick auf Marie, welche sich erbleichend herabneigte, um die Bewegung zu verbergen, welche in ihren Zügen sichtbar war.

„Er erklärt sich für krank," sagte Herr von Görne; ich begreife das nicht, da er niemals Anlaß zu Besorgnissen für seine Gesundheit gab. Der König hat das Abschiedsgesuch abschläglich beschieden, doch der General von Saldern erzählt mir, daß der junge Pirch mehrmals beim Exerzieren Blut gehustet habe — der General sei gezwungen gewesen, dies zu melden und das erneute Abschiedsgesuch des kranken Offiziers zu befürworten. Der König habe auf die Kabinetsordre geschrieben, er kenne

Pirch zu gut, als daß er an seine Krankheit glauben könne, doch da der General sich von seiner Krankheit überzeugt halte, so möge er entlassen sein. Der Abschied sei bereits ausgefertigt und werde dem Herrn von Pirch in den nächsten Tagen zugehen, der sich auf sein kleines und unbedeutendes väterliches Gut zurückziehen wolle.

„Es thut mir aufrichtig leid um den jungen Menschen,“ fügte der Minister hinzu, „und ich bedaure besonders, daß er nicht zu mir gekommen ist, um mich um Rat zu fragen, wie er doch sonst stets gethan. Seine Krankheit hätte sich wohl vielleicht während eines längeren Urlaubs, den ich ihm gern erwirkt haben würde, heilen lassen — ich werde morgen zu ihm fahren und zusehen, was ich für ihn noch zu thun vermag.“

Die Unterhaltung ging zu anderen Gegenständen über und die Gräfin führte dieselbe während des übrigen Verlaufs des Diners fast allein; denn Herr von Görne war sichtlich verstimmt und Marie hatte, von der Gräfin unbemerkt, Mühe, die in ihren Augen immer von neuem aufquellenden Thränen zurückzuhalten.

Der Minister empfahl sich nach Tisch in gewohnter Weise, um zu seinen Arbeiten zurückzukehren. Die Damen begaben sich in den Salon und Marie trat schnell an das Fenster, um unbemerkt ihr Taschentuch an die Augen zu drücken und die Thränen, die sie nicht mehr bewältigen konnte, zu trocknen. Die Gräfin trat zu ihr und faßte ihre Hand.

„Sie täuschen mich nicht, meine junge Freundin," sagte sie. „Sie haben noch nicht lange genug in dieser Welt der Schmerzen gelebt und noch nicht genug der Thränen zu Ihrem Herzen wieder zurückfließen lassen, um Ihren Kummer vor den Augen der Welt zu verbergen."

„Meinen Kummer?" fragte Marie fast unwillig. — „Und warum? — ich wüßte keine Ursache dafür."

„Armes Kind," sagte die Gräfin mitleidig, „wie ist doch die Jugend trotzig — wie vertraut sie der eigenen schwachen Kraft — wie wenig kennt sie die Wohlthat, welche teilnehmende Freundschaft dem leidenden Herzen bringt! Hat Ihr Oheim mir nicht soeben gesagt, daß jener Herr von Pirch, der seinen Abschied genommen, in Ihrem Hause aufgewachsen sei? Ist er denn nicht Ihr Jugendfreund? Ist diese Teilnahme an seinem Schicksal nicht natürlich und selbstverständlich?"

Marie wollte ablehnend antworten, aber sie vermochte ihre Bewegung nicht mehr zu beherrschen, unaufhaltsam brachen ihre Thränen hervor und leise schluchzend sank sie an die Brust der Gräfin, welche ihren Arm um sie schlang und sie sanft an sich drückte.

„Weinen Sie, mein Kind, weinen Sie! Die Thräne ist ein Geschenk des Himmels, und wer sie unterdrücken möchte, raubt sich selbst den süßesten Trost in seinem Schmerz. Die Thräne und ein befreundetes Herz, in das man seine Leiden ergießen kann, das sind die beiden herrlichsten und edelsten Gaben des Himmels, die so vielen

Unglücklichen auf Erden fehlen. Ihnen sind beide gegeben, danken Sie Gott dafür. — Sie können das Vertrauen zu mir nicht finden," fuhr sie fort, während Marie immer noch vergebens nach Fassung rang, „nun denn, so will ich Ihnen entgegenkommen, so will ich Ihnen sagen, daß ich weiß, was Ihr Herz bewegt — alles weiß, was Ihre Thränen wissen."

Marie fuhr auf und sah die Gräfin starr an.

„Sie wissen?" fragte sie zitternd — „alles — o, das ist unmöglich!"

„Ich weiß alles," fuhr die Gräfin fort, „alles, und ich bin doch," fügte sie wehmütig lächelnd hinzu, „keine Zauberin, die mit dämonischen Künsten sich in die Geheimnisse der Herzen drängt — ich kenne Herrn von Pirch, Ihren Jugendfreund — ich kenne die Gefühle seines Herzens — ich weiß den Grund seiner Krankheit, ich weiß, daß er einen Vorwand sucht, um eine Heimat zu verlassen, die keinen Reiz mehr für ihn hat."

„Und wie ist das möglich?" fragte Marie, indem sie wie erschrocken von der Gräfin zurückwich. „Sie, die niemals hier waren —"

„Der Baron Pirch war in Mohilew —"

„Ganz recht, vom König gesendet an die Kaiserin Katharina."

„Nun denn, auch ich war dort; der Zufall führte uns zusammen, er gewann Vertrauen zu mir, ich las in seiner Seele, er bekannte mir sein Geheimnis, er klagte mir sein Leid und ich versprach ihm meinen Beistand."

Maries immer noch thränenfeuchter Blick verfinsterte sich — noch mehr trat sie vor der Gräfin zurück.

„Sie versprachen ihm Ihren Beistand?“ fragte sie.

„Ich habe ihm von meiner Reise hieher gesagt, ich beschwor ihn zu warten und sich nicht der Verzweiflung hinzugeben, zu der ihn dort eine Begegnung drängte.“

„Eine Begegnung?“ fragte Marie atemlos.

„Eine Begegnung mit einer Person, die er hier unter anderem Namen gesehen.“

„O mein Gott!“ rief Marie, indem sie auf einen Sessel niedersank; „was muß ich leiden und trage doch keine Schuld daran!“

„Sie tragen keine Schuld?“ sagte die Gräfin streng. „Ich will Ihre Schuld nicht beurteilen, aber ich kann Sie nicht davon freisprechen! Haben Sie nicht ein edles, treues Herz, das von seinen frühesten Schlägen an Ihnen gehörte, von sich gestoßen, um in thörichtem Spiel der Phantasie einem Traumbilde zu folgen, das niemals Wirklichkeit werden kann? Ist nicht dieser junge Mann, der so hoffnungsvoll in das Leben eintrat, zusammengebrochen im Beginn seiner glänzend geöffneten Laufbahn, weil Sie mit der Liebeshoffnung aus seinem Herzen den Mut und die Kraft des Lebens nahmen? Noch ist er nicht unrettbar verloren, noch können Sie ihm die Kraft und den Mut wiedergeben, noch ist Ihre Schuld nicht unsühnbar, aber Sie dürfen nicht zögern — hören Sie die Mahnung, die Bitte einer Freundin, die es wahr und treu

mit Ihnen meint!“ Sie trat zu Marie heran, ergriff deren Hand und sagte mit innigem Ton: „Hören Sie auf mein Wort, hören Sie um Ihres Jugendfreundes willen, um Ihrer selbst willen!“

Marie weinte nicht mehr. Mit ernsten, traurigen Blicken sah sie die Gräfin an. „Wenn Sie alles wissen,“ sagte sie, „so müssen Sie auch wissen, daß es für mich unmöglich ist, zu thun, was Sie verlangen. Sie müssen wissen, daß ich eine Lüge sprechen würde, und auch mit dieser Lüge wäre ihm nicht geholfen, wie ich ihn kenne mit seinem edlen, stolzen Herzen! Mein Mitleid wird er verschmähen, aber er wird vergessen, was weder ihn noch mich jemals hätte glücklich machen können, er wird aus eigener Kraft sich selbst wiederfinden und den Mut zu edlem Streben. Mein Gebet wird mit ihm sein, und findet er in sich selbst die Kraft nicht, sich von einem Wahn zu befreien, so würde auch ich ihm solche Kraft nicht geben können, denn niemals kann ein Weib des Mannes Stütze sein.“

Sie hatte immer fester, immer sicherer und stolzer gesprochen. Das schüchterne Mädchen schien immer höher emporzuwachsen.

Die Augen der Gräfin flammten auf. „So sprechen Sie,“ rief sie, „wie ein thörichtes Kind. Der Wahn der Welt verweht schnell und läßt nur bittere Täuschung zurück. In dem Herzen Ihres Jugendfreundes blüht Ihnen die Liebe entgegen, stoßen Sie diese Liebe nicht zurück um eines

Trugbildes willen, das Sie zum Abgrund hinabreißen wird!"

„Ein Trugbild?" rief Marie. „Mein Herz allein weiß, wo der Wahn ist und wo die Wahrheit — meine Liebe ist Wahrheit, große, heilige Wahrheit! Gott hat diese Liebe in mein Herz gelegt, und keine Macht auf Erden wird sie aus meinem Herzen reißen! Das Heiligtum meines Lebens werde ich nicht hinwerfen dem trotzigen Eigensinn eines Jugendfreundes, und wenn Sie meine Freundin sind, so werden Sie ein solches Opfer nicht von mir erbitten, das eine Selbsterniedrigung wäre und das er nicht annehmen könnte, wenn er nicht in feiger Selbstsucht seine Ehre vergäße!"

Die Gräfin war totenbleich geworden. In keuchenden Atemzügen arbeitete ihre Brust. Mit spöttischem Lachen rief sie: „Ihre Liebe eine Wahrheit, sagen Sie, thörichtes Kind? Kennt man denn in Ihrem Alter, in welchem kaum das Herz sich selbst verstehen gelernt hat, wahre Liebe? Und wenn ich auch glauben wollte, daß Ihr Gefühl Wahrheit sei, was wissen Sie von seinem Herzen? Ein Mann, der wie er auf den Höhen des Lebens steht, kann kein unreifes Kind lieben — er liebt Sie nicht, und wenn er Ihnen von Liebe gesprochen, so ist er von einer thörichten Verirrung fortgerissen, der er Raum zu geben kein Recht hatte, um Ihr Herz zu täuschen. Er liebt Sie nicht," fuhr sie mit drohend erhobener Stimme fort, „denn er gehört einer andern!"

Marie erbebte. Sie hörte zum zweitenmal dies entsetzliche Wort, das bereits Ernst von Pirch ihr entgegengeschleudert hatte, und eine eisige Kälte drang in die Tiefe ihres Herzens. Aber ebenso wie damals richtete sie sich schnell von dem Schlage wieder auf, stolz trat sie der Gräfin entgegen, und mit lauter Stimme, in fast jubelnder, freudiger Zuversicht rief sie, wie sie es schon Herrn von Pirch gegenüber gethan hatte: „Das ist nicht wahr!“

Die Gräfin schmiegte sich zusammen wie eine Schlange, die sich zum Sprunge anstellt. Dann trat sie dicht vor Marie hin, ihre Blicke bohrten sich Dolchen gleich in die Augen des jungen Mädchens und mit zischendem Ton sagte sie:

„Das wagen Sie mir zu sagen, thörichtes, vermessenes Kind? Nun denn, ich selbst bin es, die ihr Recht an ihn nicht einer phantastischen Laune opfern wird, ich selbst bin es, die Ihnen zuruft: Weichen Sie zurück von meinem Eigentum und meinem Recht! Hören Sie wohl, ich bin es! Werden Sie es wagen, den Kampf mit mir aufzunehmen? Werden Sie es wagen, den zerschmetternden Blitz meines Zornes auf Ihr Haupt zu beschwören, den nur noch das Mitleid mit dem verblendeten Kinde zurückhält!“

Wieder erbleichte Marie, wieder neigte sie einen Augenblick ihr Haupt, aber wieder richtete sie sich auf und sagte kalt und stolz: „Ich werde es wagen, ich werde den Freund nicht verraten, ihm das Vertrauen nicht brechen auf die

Anklage einer Fremden hin. Daß er falsch und treulos sei, daß er mit meinem vertrauenden Herzen ein frevelhaftes Spiel sollte getrieben haben, das werde ich nur ihm selbst glauben! Nur von seiner Hand werde ich den tödlichen Streich empfangen, aber glauben Sie mir, so wahr Gott über mir ist, er wird dieses Wort nicht sprechen, er wird diesen Streich nicht gegen mich führen!"

Die Gräfin stand sprachlos. Alle ihre Waffen zerbrachen an dem einfachen, gläubigen Vertrauen dieses Kindes, nur ein wortloser Laut rang sich aus ihrer heiß atmenden Brust und wie drohend und verwünschend streckte sie die Hand gegen Marie aus.

In diesem Augenblick trat der Minister von Görne ein. Bei dem unerwarteten Anblick, der sich ihm darbot, blieb er erschrocken unter der Thür stehen. Das artig verbindliche Wort erstarb auf seinen Lippen.

Marie eilte ihm entgegen und lehnte sich an seine Brust, als wollte sie bei ihm Schutz suchen gegen die drohend vor ihr stehende Gräfin.

Diese kreuzte die Arme und sagte: „Sie kommen zu rechter Zeit, mein Herr, um dieses Kind hier von einem Wahn zu befreien."

„Einem Wahn?" fragte der Minister; „ich verstehe Sie nicht, gnädige Frau, ich begreife nicht —"

„Sie werden begreifen, mein Herr!" erwiderte die Gräfin. „Ihre Nichte hier ist in thörichter Liebe befangen für einen Mann, der ein frevelhaftes Spiel mit ihrem

Herzen getrieben und der unter falschem Namen sich in Ihr Haus eingeführt hat."

„Ich begreife noch immer nicht," sagte der Minister ernst und streng.

„Ich spreche von jenem Herrn Balewsky," fiel die Gräfin ein, „der das thörichte Herz dieses Kindes berückt, der nicht ist, was er scheint, denn er nennt sich Graf Ignaz Potocky."

„Ich weiß es, Madame," erwiderte Herr von Görne ruhig und stolz.

„Sie wissen es?" rief die Gräfin. „Also sind Sie mitschuldig an diesem Spiel?"

„Mitschuldig, Frau Gräfin?" sagte Herr von Görne streng, „das Wort scheint mir übel gewählt!"

„Es ist richtig gewählt, mein Herr," erwiderte die Gräfin, „denn der Graf Ignaz Potocky, der das Herz Ihrer Nichte bethört hat, darf und wird ihr niemals gehören, niemals ihr seine Hand reichen, wie sie in verblendetem Wahn es glaubt! Er wird es nicht — hören Sie wohl, da ich es nicht will, da ich ihn nicht freigeben werde!"

„Sparen Sie Ihre weiteren Worte, Madame!" sagte der Minister kalt; „ich kann Ihnen nicht das Recht zugestehen, über Dinge zu sprechen, die nur mich angehen und so die Artigkeiten zu erwidern, die ich Ihnen auf den Namen eines Freundes hin erwiesen habe."

„O, glauben Sie ihr nicht, mein Oheim, glauben Sie

ihr nicht; sie klagt den Freund," rief Marie, „zu dessen Liebe ich mich vor Ihnen und der ganzen Welt bekenne, des Verrats an, aber es ist nicht wahr; nein, es ist nicht wahr, was sie sagt, oder der Gott der Wahrheit müßte nicht mehr das Regiment der Welt führen."

„Sei ruhig, mein Kind, sei ruhig!" sagte der Minister, indem er mit der Hand über das Haupt seiner Nichte strich. „Sei ruhig! Ich hatte vielleicht unrecht, Dir nicht zu sagen, wer jener Fremde sei, dem ich erlaubt, sich Dir zu nahen und um Dein Herz zu werben, Du weißt es jetzt, Du sollst auch wissen, daß Deine Liebe mir längst kein Geheimnis war und daß Du sie frei vor aller Welt bekennen darfst! — Sie werden begreifen, Madame," fuhr er zur Gräfin gewendet fort, „daß nach der mir unerklärlichen Scene, die hier soeben stattgefunden, die Gastfreundschaft meines Hauses, die ich Ihnen gerne gewährte, weder mir noch Ihnen angemessen und erwünscht sein kann; auch setze ich voraus, daß Sie Ihren Aufenthalt in Berlin nicht verlängern und uns alle sobald als möglich von einer peinlichen Erinnerung befreien werden."

Wilder Zorn sprühte aus den flammenden Blicken der Gräfin. „Sie wissen nicht, mein Herr," rief sie, „Sie wissen nicht, zu wem Sie sprechen."

„Ich spreche zu einer Dame," sagte Herr von Görne, „ich bin gewiß, daß Sie mich nicht zwingen werden, dies zu vergessen."

Die Gräfin schwieg, aber ein entsetzlich drohendes

Lächeln zuckte um ihre Lippen. Sie traf Marie, welche noch das Gesicht an der Brust ihres Oheims barg, mit einem Blick voll tödlichen Hasses und stürmte hinaus.

Herr von Görne führte Marie zu ihrem Lehnstuhl, küßte sie auf die Stirn und sagte: „Fürchte Dich nicht vor dieser Frau! Wohl mag Eifersucht bei ihrem Wahnsinn im Spiel sein — ich werde das Rätsel jener Person durchdringen — vielleicht ist das Ganze eine politische Intrigue! Sie hat sich auf den Grafen Felix berufen und man hat mir berichtet, daß die beiden Brüder nicht einig seien — Graf Ignaz aber ist edel, treu und wahr, ich vertraue ihm, mein Kind, wie ich Dir vertraue."

Er drückte ihr herzlich die Hand und küßte ihre Wangen. Marie weinte still vor sich hin. Dann aber schlug sie glücklich lächelnd die Augen auf, breitete die Hände aus und rief: „Und wenn die ganze Hölle heraufstiege, ich glaube Dir, ich vertraue auf Dich, mein Ignazy!"

Und mit freudigem Flügelschlage wiederholte Lorito: „Ignazy — Ignazy —"

*

Die Gräfin war, mühsam vor den Lakaien ihre Fassung bewahrend, auf dem Hof des Hotels in den sie erwartenden Wagen gestiegen und nach dem Gasthof der Brüderstraße zurückgefahren. Sie warf sich auf ein Ruhebett nieder und schloß die Augen. Der Schlag hatte sie fast betäubt. Sie fühlte sich besiegt von diesem einfachen Kinde,

dessen Waffen die Wahrheit und das Vertrauen waren — sie begriff, daß es ihr niemals gelingen werde, die beiden Herzen von einander zu trennen, die sich so fest zusammengefügt hatten. In ihrem im Grunde edlen Herzen regte sich Achtung, ja fast Bewunderung für dieses einfache Kind, das so treu und fest für seine Liebe einstand.

Zugleich aber loderte wilder Haß in ihrem Herzen gegen die arme Marie auf, welche ihre eigene Liebe ihr rauben wollte, die von Jugend auf ihres ganzen Lebens Kern und Mittelpunkt gewesen war. Ihre Waffe war zer brochen — sie sah keine Mittel des Kampfes mehr und dennoch wollte sie auch jetzt den Kampf nicht aufgeben. Ihre ganze Natur war nicht zur Entsagung geschaffen; sie hatte nur diese eine Liebe in ihrem Leben gefühlt, und grimmiger Zorn durchtobte sie bei dem Gedanken, daß nun ein unfertiges Kind, das sie kaum als Nebenbuhlerin betrachtet haben würde, ihr den Preis ihrer Liebe entreißen sollte, den sie endlich nun nach der Wiederbegegnung des Grafen Ignaz nahe gewähnt hatte. Knirschend drückte sie den Kopf in die Kissen ihres Ruhebettes; sie biß in ihr Taschentuch, sie fühlte, daß heiße Thränen in ihren Augen aufquollen, aber sie wollte nicht weinen, sie fürchtete, daß die Thränen ihr Herz weich machen könnten, und sie wollte doch ihren Haß, ihren Zorn, ihre Rache bewahren als ihr höchstes, herrlichstes Kleinod.

Da hörte sie ein leises Klopfen an ihrer Thür. Unwillig sprang sie auf, um ihre Kammerfrau zu rufen, aber

schon war die Thür vorsichtig geöffnet. Herr Vincenti spähte in das Zimmer und trat dann mit tiefer Verneigung ein. Er verschloß sorgfältig die Thür wieder hinter sich und trat zur Gräfin heran.

„Die gnädige Excellenz,“ sagte er in flüsterndem Ton, „haben so viel Teilnahme an dem Schicksal des in meinem Hause verhafteten Italieners gezeigt, daß ich mich verpflichtet halte, Ihnen eine neue und gewiß für Sie interessante Mitteilung über denselben zu machen.“

Die Gräfin hatte den Gastwirt bei seinem Eintritt finster und drohend angesehen. Eine unwillige Zurückweisung schien auf ihren Lippen zu schweben, bei seiner Anrede aber horchte sie gespannt auf und sagte: „Sie haben recht, mein Herr! Alles, was jenen Mann betrifft, interessirt mich; sprechen Sie also, was ist es mit ihm?“

Der Wirt sah sich scheu um, dann zog er einen Brief aus der Tasche und sagte: „Jener Serra hat Mittel gefunden, durch Bestechung eines Gefangenwärters diesen Brief an mich gelangen zu lassen; er hatte ja viel Geld bei sich und die armen Leute sind schlecht bezahlt.“

„Weiter, weiter!“ rief die Gräfin.

„Er hat mir mündlich dabei bestellen lassen, daß ich diesen Brief sogleich an seine Adresse sicher besorgen lassen soll, eine große Belohnung sei mir gewiß, sobald er seine Freiheit wieder erlangen sollte.“

„Nun, und die Adresse?“ rief die Gräfin.

„Es ist dieselbe,“ erwiderte der Gastwirt, „welche jenes

Billet trug: ‚An den Herrn Grafen Felix Potocky in Warschau'.

„Ich weiß nicht," fuhr er fort, „was jener Serra begangen und weswegen man ihn verhaftet hat, aber ich habe wahrlich keine Lust, mich seinetwegen in Gefahr zu bringen. Meine Pflicht wäre es ja, diesen Brief der Polizei zu übergeben, doch möchte ich den armen Gefangenwärter nicht unglücklich machen. Da habe ich mir gedacht, da doch die gnädige Excellenz für jene Sache sich interessirt, daß es wohl am besten wäre, wenn ich Ihnen diesen Brief brächte und Ihnen überließe, was Sie damit thun wollen."

„Sie haben recht gethan, ganz recht," rief die Gräfin, indem in ihren Augen glückliche Freude aufblitzte; „geben Sie mir den Brief und nehmen Sie dies als Zeichen meiner Zufriedenheit mit Ihrem Dienst."

Sie öffnete eine Schatulle und reichte dem ganz glücklich lächelnden Wirt eine Handvoll Goldstücke, worauf er sich mit tiefen Bücklingen zurückzog.

Hastig riß die Gräfin, als sie allein war, den mit Bleistift geschriebenen und durch eine künstlich verknotete Schnur geschlossenen Brief auf. Sie durchflog den Inhalt desselben und triumphirende Freude blitzte in ihren Augen auf. „Ha, mein Herr von Görne!" rief sie; „Sie glaubten mich von der Höhe Ihres Stolzes herab aus Ihrem Wege fortschleudern zu können, nun denn, das Schicksal selbst liefert Sie in meine Hände, und ich will die Waffe, die es mir reicht, gebrauchen!"

Langsam las sie die in polnischer Sprache geschriebenen Worte: „Herr von G. hat mit dem Gelde der Seehandlung Privatgeschäfte in seinem eigenen Interesse getrieben, auch ist er den Plänen, die Sie für Ihr Land verfolgen, feindlich und wird alles thun, dieselben zu hintertreiben. Er weiß, daß ich ihn durchschaut habe. Darum bin ich im Kerker und werde denselben vielleicht niemals verlassen, wenn Sie mir nicht zu Hilfe kommen. Sie können mich retten und Ihren Feind vernichten, wenn Sie den König von Preußen wissen lassen, was mit mir geschehen, und strenge Untersuchung verlangen. Ich flehe Sie an, für mich zu thun, was Sie vermögen, wenn dieser Brief in Ihre Hände gelangt. Meine Freiheit und der Erfolg Ihrer großen Pläne liegt in Ihren Händen!"

Lange saß die Gräfin sinnend vor ihrem Schreibtisch. Dann zerriß sie den Umschlag, welcher die Adresse des Grafen Potocky trug, und schrieb auf ein Blatt Papier:

„Sire!

„Soll es in den Staaten des großen Friedrich möglich sein, daß ein Unschuldiger im Kerker verschmachtet, um die Schuld eines ungetreuen Ministers zu verhüllen? Diese Frage allein wird genügen, um Eure Majestät zu bewegen, die Wahrheit zu erforschen und Gerechtigkeit zu üben."

Sie schloß das Blatt mit Serras Brief zusammen in einen Umschlag, siegelte denselben mit ihrem Ring und schrieb darauf: „An Seine Majestät den König in Sanssouci!"

Dann saß sie eine Zeit lang in tiefen Gedanken da, den Kopf in die Hände gestützt.

„Nein, nein!“ rief sie endlich aufspringend; „fort mit allen Zweifeln! Mitleid ist Feigheit, wo es sich um des Lebens höchstes Glück handelt. Schlagen doch die Fürsten und Völker gegen einander um Gold und Ehre und Ruhm, unbekümmert um die Tausende, welche dabei ihr Blut vergießen, und ich sollte zögern und schwanken im Kampfe um meine Liebe, für den das Schicksal, nämlich Gott selbst, mir die Waffe reicht?“ Sie nahm einen Mantel und Hut, rief ihre Zofe, um sich von derselben begleiten zu lassen, und trug selbst den Brief, den sie geschrieben, zur Post.

Am nächsten Morgen kündigte sie Herrn Vincenti ihre Abreise an, der dieselbe zwar sehr bedauerte, aber doch mit dem Geschäft, das er an seinem freigebigen Gast gemacht, außerordentlich zufrieden war.

Schon am Abend hatte die Gräfin Berlin weit hinter sich zurückgelassen und fuhr mit vier schnellen Postpferden auf der Straße nach Polen zurück.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Am tarpejischen Felsen.

Die Tagesarbeit des großen Königs in Sanssouci hatte begonnen. Friedrich stand in seinem hellblauen, reich mit Silber gestickten Schlafrock vor dem brennenden Kaminfeuer und rief mit lauter Stimme das Wort: „Hier!“, das den Kammerlakaien im Vorzimmer das Zeichen gab, die zur eigenen Eröffnung des Königs bestimmten, von dem ersten Kabinetsrat eingesendeten Briefe hereinzubringen.

Der König setzte sich an seinen Schreibtisch.

Sein kleines Windspiel „Arsinoe“ sprang auf seinen Schoß und schmiegte sich schmeichelnd ihm an, indem er die Briefe einzeln öffnete und bald achselzuckend zur Seite schob, bald mit einer kurzen Bemerkung in jener flüchtig hingeworfenen Handschrift versah, deren Entzifferung den Kabinetsräten oft eine nicht geringe Mühe verursachte.

„Du bist glücklich, Arsinoe,“ sagte der König, indem er sich, tief aufseufzend, einen Augenblick in seinen Sessel

zurücklehnte, „Du bist glücklich, daß Du nicht nötig hast, Dich mit dem Wohl und Wehe der Menschen zu befassen! Was würdest Du wohl sagen, wenn man Dich eines Tages verurteilen wollte, all den Unverstand, all die Bosheit, Habgier und Lüge durchzuarbeiten, welche das Geschlecht zu Tage fördert, das sich so stolz die Herren der Schöpfung nennt! Du würdest wohl nicht mit Deinem Herrn tauschen wollen, der doch gar noch ein König ist; unter diesen Herren der Schöpfung Nichtswürdigkeiten zu strafen, Lügen zu entwirren, Thorheiten zu verhüten, das heißt regieren! Die Arbeit ist wirklich fast zu schwer für eine Menschenkraft! Wie selten nur gelingt es, das Gute zu schaffen und das Böse zu verhindern, wie noch seltener nur finden unsere Arbeiten Dank, während uns doch der Haß und die Feindschaft aller derer gewiß sind, deren Anschläge wir durchkreuzen mußten oder deren eigensinnige Wünsche wir nicht erfüllen konnten. Wie habe ich an die Freundschaft geglaubt in den fernen Tagen der glücklichen Jugend, wie habe ich der Wahrheit dienen wollen, und nun? Wo sind Wahrheit und Freundschaft geblieben unter den bitteren Erfahrungen einer langen Lebensarbeit?

„Fast habe ich gelernt zu glauben, daß unter allen Herzen das deine allein wahr und aufrichtig für mich schlägt, meine gute Arsinoe! Freilich für dich bin ich auch nicht der König und du würdest ebenso freundlich zu mir aufblicken, du würdest mir ebenso schmeicheln,

wenn ich nicht auf dem Thron mehr säße, wenn ich in niedriger Hütte mein ärmliches Brot mit dir teilen müßte."

Er streichelte sanft den Kopf des kleinen Hündchens, das sich noch fester an ihn anschmiegte und zärtlich mit seinen klaren, klugen Augen zu ihm aufsah.

„Ich werde müde, recht müde!" sagte der König dann schmerzlich seufzend. „Die Maschine stockt und die alte Kraft will versagen, das Futteral des Geistes ist abgenützt. Bald werde ich dem Licht dort näher sein," fuhr er fort, zu den Sonnenstrahlen aufblickend, die hell und leuchtend durch die großen Fensterthüren hereinfielen, „und wie klein möchte dann wohl all dies Treiben, das mich jetzt beschäftigt, dem Geist erscheinen, wenn es einen unsterblichen Geist gibt und wenn er dann herabschauen könnte auf diesen kleinen Planeten, von dem ein so kleines Stück meiner Sorge und Arbeit anvertraut ist.

„Doch nein, nein," rief er dann, „klein ist nichts, was an seinem Platz zur Erfüllung der Gesetze der ewigen Weisheit beiträgt, das einzig Große in dieser engen Welt ist die freudige und unermüdliche Erfüllung der Pflicht und das Bewußtsein, daß wir nicht unnütz unser Leben und unsere Kraft vergeudet haben! Darum gilt es auszuhalten bis zum Ende und freudig die Last zu tragen, wie schwer sie auch auf den ermüdenden Schultern ruhen möge. Die Arbeit ist eine grausame Kerkermeisterin, wenn wir sie fürchten und fliehen, aber eine tröstende

Freundin, wenn wir ihr freudig die Hand reichen, um mit ihr die edelsten Schätze des Geistes aus den Tiefen des Lebens emporzuheben."

Er beugte sich wieder über seinen Tisch und fuhr in seiner Lektüre fort.

Einige Briefe hatte er entsiegelt und durchflogen, als er plötzlich nach der Durchsicht eines kleinen, wie es schien von Damenhand geschriebenen Billets so heftig mit der Hand auf den Tisch schlug, daß die kleine Arsinoe ängstlich zusammenschreckte.

„Was ist das?" rief er. „Eine Denunziation, die eine schwere Anklage in sich schließt, wenn sie Wahrheit wäre, und sie trifft einen Punkt, auf dem lange schon mein Verdacht ruht, weil sich da Dunkelheit und Unklarheit häufen, durch die ich bis jetzt nicht zu dringen vermochte. Serra? Serra?" wiederholte er sinnend. „Ich erinnere mich des Polizeiberichts über einen Menschen dieses Namens und ich habe befohlen, denselben scharf ins Verhör zu nehmen; sollte man es gewagt haben, den Befehl nicht zu beachten?"

Sein Auge flammte in dem lodernden, drohenden Blitz auf, vor welchem selbst seine unerschrockensten Generale, die Waffengefährten seiner Kämpfe und Siege, zitternd sich beugten; seine schmächtige, gebrochene, zusammengesunkene Gestalt schien plötzlich die alte stählerne Federkraft wiedergewonnen zu haben. Er stand auf und bewegte die Glocke.

„Ist der Kabinetsrat Stelter da?" fragte er den Kammerlakaien.

„Zu Befehl, Majestät!"

„Er soll kommen!"

Unmittelbar darauf trat der Kabinetsrat, im schwarzen Hofkostüme, sorgfältig frisirt und gepudert, seine Mappe unter dem Arm, in das Kabinet.

Friedrich wartete die tiefe zeremonielle Verbeugung nicht ab, mit welcher der Kabinetsrat an der Schwelle der Thür nach allen Regeln der streng vorgeschriebenen Etikette seinen Herrn begrüßte, sondern rief: „Ist unter den heute eingegangenen Sachen ein Bericht des Polizeipräsidenten Philippi über einen Italiener Namens Serra, der wegen des Verdachts von politischer Spionage verhaftet ist?"

„Nein," sagte der Kabinetsrat, „der Bericht ist nicht da."

„Sende Er dann durch eine reitende Ordonnanz einen Befehl an den Polizeipräsidenten, sogleich, ohne eine Minute Zögerung, hieher zu kommen, aber, hört Er wohl, keine Andeutung von dem, was ich von ihm will, keinen Namen genannt, aber schnell, schnell! Wenn Er das besorgt hat, so komme Er wieder!"

Stelter zog sich zurück. Der König ging mächtig bewegt mit großen Schritten so elastisch auf und nieder, daß er sich kaum auf seinen Krückstock stützte.

„Sollte es also doch möglich sein," rief er, „daß auch unter meiner Regierung geschehen kann, was in Frankreich einst unter Ludwig XV. geschah, daß ein Unschuldiger

im Kerker schmachtet, um einen Minister zu decken, dem ich die Macht in die Hände legte, damit er Recht und Gerechtigkeit übe, wie ich es selbst thue und gethan wissen will von meinen Dienern? So wagt man mir ins Angesicht zu trotzen? Sollten sie auch schon merken, daß ich alt werde, sollten sie wähnen, daß meine Hand nicht mehr stark genug sei, die Zügel zu halten und den Staatswagen auf dem Wege zu führen, den ich mir vorgezeichnet habe in heiligem Gelöbnis am ersten Tage meiner Regierung? Ha, wahrlich, sie sollen inne werden, daß sie sich täuschen, sie sollen erkennen, daß ein preußischer König vom Hause Hohenzollern niemals alt wird in Kraft und Willen, daß er jung bleibt, ob auch das Fleisch welkt und die Muskeln sich abspannen, daß erst mit dem letzten Atemzuge, den ich der Natur zurückgebe, meine Kraft aufhören wird, Recht und Wahrheit aufrecht zu halten ohne Ansehen der Person!"

Er hob seinen Krückstock empor und stand hoch aufgerichtet da — trotz seiner schmächtigen, von Alter und Krankheit gebrochenen und gebeugten Gestalt glich er mit seinem flammenden Blick dem zürnenden Jupiter, der seinen Blitzstrahl in der Rechten schwingt, um ihn von den Höhen des Olymps herabzuschmettern auf die Häupter der heranstürmenden Titanen.

Stelter trat wieder ein und meldete, daß die Ordonnanz nach Berlin abgeritten sei.

Bei dem Anblick des Königs klang ein leichtes Zittern durch den geschäftsmäßig ruhigen Ton seiner Meldung.

„Ist der Bericht über den polnischen Handel der Seehandlung da?“ fragte Friedrich, indem er sich wie erschöpft auf den Stuhl vor seinem Schreibtisch niederließ, ohne daß das flammende Leuchten in seinen Augen erlosch.

„Seine Excellenz der Herr Minister von Görne hat den Bericht noch nicht eingesendet,“ erwiderte Stelter.

„Noch nicht eingesendet?“ rief der König. „Das ist eine schlechte Wirtschaft, der ich ein Ende machen will! Schreibe Er an den Görne, daß er den Bericht gleich aufstellen und einsenden soll, wenn er sich nicht meine höchste Ungnade zuziehen will, versteht Er wohl? Gleich und ohne Verzug! Ich will von keiner Entschuldigung hören; ein richtiger Minister, der seine Bureaux in Ordnung hat, muß in jedem Augenblick bereit sein, Rechnung abzulegen, und er soll alle Zahlen und Rechnungen richtig und klar und übersichtlich aufstellen, ohne alles Verstecken und Vertuschen, oder ich würde den Winkelzügen ein Ende machen, daß es ihm gar nicht gefallen soll!“

Stelter hatte, vor seinem Pult stehend, die Worte des Königs flüchtig notirt, um dieselben so genau als möglich in das befohlene Schreiben aufzunehmen, wie es die Kabinetsräte ein für allemal zu thun angewiesen waren.

Einen Augenblick sann der König nach; dann reichte er Stelter den Brief, den er vorher empfangen und der ihn in so zornige Erregung versetzt hatte.

„Lese Er!“ befahl Friedrich, „und sage Er mir Seine Meinung, zu Ihm habe ich ja das Vertrauen, daß Er mir

die Wahrheit sagen wird. Vielleicht weiß Er mehr davon. Zuweilen sieht man ja von unten herauf klarer als von oben herab. Nun, was meint Er dazu? Er weiß ja, daß ich lange schon nicht wenig Mißtrauen gegen die windigen Projekte des Görne gehabt habe.“

Stelter hatte mit sichtlicher Bestürzung das Billet und den dabeiliegenden Brief Serras gelesen. Das Papier zitterte in seiner Hand.

„Ein Mann wie Herr von Görne hat viele Feinde, Majestät,“ sagte er; „auf namenlose Denunziationen soll man nichts geben; ich glaube nicht, daß ein Kavalier wie der Herr von Görne solcher Dinge schuldig sein kann.“

„Das sollte freilich so sein,“ sagte Friedrich, „und Er weiß es ja, wie viel ich auf alten guten Adel halte, aber man erlebt es ja leider oft genug, daß auch die Kavaliere schlimme Dinge treiben, und dann sind sie um so strafbarer. Der Brief ist freilich anonym, aber der Zettel des Serra, der dabei liegt, der klagt offen an. Ich werde untersuchen und richten, und die ich schuldig finde, sollen sich wundern und einsehen, daß ich noch nicht zu alt geworden bin, wie sie es wohl meinen! — Was hat Er weiter?“

Stelter öffnete seine Mappe und trug die eingegangenen Sachen nacheinander vor. Der König hörte aufmerksam zu, gab seine Entscheidung in gewohnter Schärfe und Klarheit und schien das Vorgefallene bis auf eine gewisse Strenge in der Beurteilung der vorkommenden Fälle

vergessen zu haben. Er sprach auch nicht weiter davon und betonte nur bei der Entlassung Stelters nochmals mit besonderem Nachdruck den Befehl wegen der Mahnung an den Minister von Görne.

Er arbeitete dann in gewohnter Weise mit dem Kabinetsrat Menken, der ihm die eingegangenen Berichte der auswärtigen Gesandten vortrug, welche er dann mit seinen fragenden oder befehlenden Bemerkungen an den Minister von Herzberg sendete. Nach Menken erschien der Generaladjutant von Götz. Nach einigen Meldungen und Vorträgen über verschiedene Gegenstände sagte der Generaladjutant ein wenig zögernd:

„Der General von Saldern, Majestät, berichtet abermals wegen des Abschiedsgesuchs des Lieutenants von Pirch."

„Was?" sagte der König, indem ein Zug flüchtiger Heiterkeit über sein Gesicht flog, „ist der Pirch noch nicht ruhig? Was will er denn?"

„Er besteht auf seinem Abschied, Majestät, und erklärt sich für so krank, daß er nicht im stande sei, den Dienst zu thun. Der General befürwortet die Bitte und bezeugt, daß der von Pirch wirklich ernstlich krank sei, denn er habe beim Exerzieren Blut ausgeworfen und sei ohnmächtig geworden, so daß es unmöglich sei, ihn zum Dienst zu zwingen."

Der König lachte laut auf. „Saldern ist zu gutmütig," sagte er, „wenn er an solche Märchen glaubt.

Ich kenne den Pirch besser und weiß, daß er so krank nicht sein wird, aber freilich er ist ein guter Komödiant und wird den Kranken so natürlich spielen, daß dagegen nichts zu machen ist, und im Arrest nützt er mir auch nichts. Er soll ihn also nur laufen lassen, wohin er will."

Der Generaladjatant notirte die Entscheidung des Königs auf das Gesuch des Generals.

„Ich habe es gut mit dem Pirch gemeint," sagte Friedrich. „Es steckte das Zeug in ihm zu einem tüchtigen Offizier und ich hoffte, daß er künftig einmal seinen Platz unter denen ausfüllen würde, die ich meinem Nachfolger zu hinterlassen wünsche; aber ihm fehlt die Geduld und die Selbstverleugnung, ohne welche kein guter Soldat erzogen werden kann! Er wollte immer hoch hinaus und mochte sich der Zeit nicht fügen, der wir doch alle unterthan sind. Kann ich doch auch nicht machen, daß ein heute gepflanztes Reis morgen schon Schatten gibt und Früchte trägt. Ich werde Ihm sagen, was der Pirch vor hat: er wird fremde Dienste nehmen, um schnell etwas zu werden; er dünkt sich zu viel zum Lieutenant und will gleich mehr werden, das kann ihm auch wohl in einer anderen Armee gelingen, in Frankreich und in Rußland schätzen sie ja meine Lieutenants wie Stabsoffiziere; sie meinen ja," fuhr er mit dem ihm eigentümlichen, gutmütig sarkastischen Ton fort, „ich besäße einen geheimen Zauber, durch den ich meine Schlachten gewonnen habe; wollten sie doch mit einem geweihten Hut und Degen diesen

Zauber bannen! Und da meinen sie nun, jeder meiner Lieutenants habe auch so ein Stück von meinen Beschwörungsformeln gelernt, sie vergessen ganz," sagte er ernst, „daß mein Talisman nur die Arbeit ist, die Pflichterfüllung, die Wachsamkeit und die Selbstverleugnung. Solchen Talisman aber wollen sie nicht brauchen, da mögen sie es denn immerhin mit meinen Lieutenants versuchen! Von den Franzosen habe ich ohnehin nichts mehr zu befürchten und ich will ihnen wünschen, daß sie ihre Armee nach meinem Geist ausbilden, der gute Ludwig XVI. wird sie bald brauchen können, um seinen Thron zu verteidigen, der immer schärfer angegriffen wird. Viel helfen wird es ihm wohl nicht, sie machen Fehler auf Fehler, ganz wie die Stuarts!"

Er stand einige Augenblicke schweigend und schien mit seinen großen, leuchtenden Augen in weite Fernen hinauszuschauen. Herr von Götz wagte keine Bemerkung. Friedrichs Worte schienen mehr ein Selbstgespräch, als an ihn gerichtet zu sein.

„Um den Pirch thut es mir leid," sagte der König nach einiger Zeit, „aber das ist ja der Lauf der Welt, daß die Menschen undankbar sind, wenn man es gut mit ihnen meint. Ihm nehme ich es freilich weniger übel als manchen anderen, es mag ein Jugendstreich sein, den er vielleicht einmal ernstlich bereuen wird! Aber da ist nichts zu machen, jeder Mensch muß sich selbst sein Schicksal schmieden, schlimmer sind die, welche mein

Vertrauen und die Macht, die ich in ihre Hände legte, schmählich mißbrauchten, das ist kein Pagenstreich aus kindischem Uebermut und das verdient keine Nachsicht."

Er hatte die letzten Worte finster mit dumpfem Ton gesprochen und stieß mit seinem Stock auf den Boden, so daß Herr von Götz ganz erschrocken aufsah, da er sich den so sichtbar in dem König auflodernden Zorn nicht erklären konnte.

„Der Pirch soll also gehen," sagte der König; „aber Er wird sehen, daß ich recht hatte, schreibe Er das auch dem Saldern, der brave General wird sich überzeugen, daß er der List des Pirch nicht gewachsen ist."

Der Vortrag war beendet. Der König befahl den Condé und machte einen weiten Ritt durch den Park.

Zur Tafel erschienen einige seiner Vertrauten, aber selbst bei Tisch, wo Friedrich stets nur heiter anregende Gespräche führte und alle Sorgen und Widerwärtigkeiten seiner Regentenarbeit zu vergessen suchte, fand er heute die gewohnte Leichtigkeit und Freiheit nicht wieder und früher als sonst hob er, schnell aufstehend, die Tafel auf, als ihm, seinem Befehl gemäß, gemeldet wurde, daß der Polizeipräsident Philippi eben angefahren sei und zu seinem Befehl stehe.

Er verabschiedete kurz seine Tischgäste, welche über des Königs sichtliche Verstimmung ganz bestürzt waren, und ließ den Polizeipräsidenten sogleich in sein Kabinet führen.

Der Polizeipräsident war ein Mann von einigen vierzig Jahren, von kräftigem, geschmeidigem Wuchs; sein kluges Gesicht zeigte neben scharfer Beobachtung zugleich den Ausdruck offenen Freimuts und in seiner Haltung lag militärische Festigkeit und Gradheit. Es war ein Mann von dem Schlage, wie Friedrich seine Diener liebte.

Philippi besaß das Vertrauen des Königs in ganz besonderem Grade und war daher erstaunt und bestürzt als Friedrich rasch ihm entgegentrat und, unmittelbar vor ihm stehen bleibend, ihn mit seinen flammenden Blicken fixirte, welche bis in das Innere der Seele zu dringen schienen.

„Was muß ich hören," sagte er hart und streng, „in meinem Lande werden Menschen gefangen gehalten ohne Verhör und Urteil? Soll man sagen, daß bei mir regiert wird wie unter Ludwig XV. in Frankreich? Soll ich vielleicht in Berlin eine Bastille bauen und meine Herren Beamten lettres de cachet ausstellen lassen, damit sie Personen, die ihnen mißliebig sind, zum Schweigen bringen können?"

Das Gesicht des Polizeibeamten überzog sich mit dunkler Röte. Die Hand, in der er seinen Hut hielt, zitterte leicht, aber er schlug sein offenes, freies Auge nicht nieder und hielt ruhig den Blick des Königs aus.

„Die Frage, welche Eure Majestät an mich richten," erwiderte Philippi erstaunt, aber fest und ohne Befangenheit, „enthält eine schwere Anklage, welche mich, wenn sie

begründet wäre, für den verantwortungsvollen Dienst, der mir übertragen, unfähig machen müßte. Bevor ich aber darauf antworten kann, muß ich Eure Majestät unterthänigst bitten, mir zu sagen, worauf eine solche Anklage begründet ist, damit ich im stande bin, der Verleumdung den Boden zu entziehen."

Bei diesen ruhig und ehrerbietig gesprochenen Worten klärte sich des Königs Miene auf.

Er blickte wohlwollend in das offene, freie Gesicht des Polizeipräsidenten, in welchem sich keine Furcht und Befangenheit zeigte und sagte dann in sanfterem Ton:

„Hält Er nicht einen Italiener Namens Serra gefangen? Der Mann beschwert sich, daß er das unschuldige Opfer einer Kabale sei."

„Es ist mir unbegreiflich, Majestät," erwiderte Philippi, „wie dieser Mann sich bei Eurer Majestät beschweren kann, ohne daß seine Beschwerde durch meine Hände gegangen ist."

„Das ist gleichgiltig," erwiderte der König kurz, „antworte Er mir, wie steht's mit der Sache?"

„Die Sache, Majestät, ist mir wohl bekannt und in vollster Ordnung. Jener Serra wurde mir von Seiner Excellenz dem Staatsminister von Görne als verdächtig bezeichnet, daß er unter der Maske von Handelsgeschäften, die ihm für die Seehandlung übertragen worden, politische Spionage treibe und ein Agent der österreichischen Regierung sei. Es war meine Pflicht, denselben auf diese

Anzeige hin zu verhaften. Ich habe Eurer Majestät pflichtschuldigst davon Anzeige gemacht und Allerhöchstdieselben haben mir befohlen, den Serra nach Spandau zu bringen und genau zu inquiriren."

„Ganz recht," sagte der König, „ich erinnere mich dessen; aber warum ist nicht geschehen, was ich befahl? Warum hat Er den Serra nicht nach meinem Befehl verhört und mir darüber berichtet?"

„Ich habe ihn verhört, Majestät," erwiderte Philippi, „und zwar auf den Wunsch des Herrn Ministers von Görne in dessen Gegenwart; der Herr Minister hat selbst die Punkte des Verhörs bezeichnet, unter denen sich besonders auch der Verkehr des Serra mit dem Grafen Wiethorsky in Wien befand. Der Serra war mit seinen Antworten sehr zurückhaltend, er schien in Gegenwart des Ministers nicht sprechen zu wollen, was in meinen Augen den Verdacht gegen ihn verschärfen mußte. Der Herr Minister hat mir darauf gesagt, daß er das ganze Material seiner Verdachtsgründe und Anklagen gegen Serra zusammenstellen wolle, um darnach bei einem weiteren Verhör die an den Serra zu richtenden Fragen genau bestimmen zu können. Ich habe das versprochene Exposé des Herrn Ministers noch nicht erhalten und daher auch kein zweites Verhör vornehmen können. Ich bin mir bewußt, bei dieser Sachlage vollkommen korrekt gehandelt zu haben und keinen Vorwurf zu verdienen, um so mehr da in einer Angelegenheit, welche so wichtige Interessen der großen

Politik betrifft und mit besonderer Vorsicht und Diskretion behandelt werden muß, keine Uebereilung erforderlich oder zweckmäßig sein kann."

Der König ging einigemal nachdenklich im Zimmer auf und nieder. Dann blieb er wieder vor Philippi stehen und sagte: „Meine Minister sind keine Polizeibeamten, der von Görne hat das Departement der Accise und Kommerzsachen und das Direktorium der Seehandlungscompagnie — was hatte er bei dem Verhör des Serra zu thun?"

„Ich glaube nicht das Recht zu haben, Majestät," erwiderte Philippi ruhig und fest, „Allerhöchstihren Staatsminister von der Vernehmung eines Mannes ausschließen zu dürfen, der gerade Aufträge in dem eigenen Departement des Ministers zu gefährlichen politischen Umtrieben und Intriguen benützt haben soll."

„Nun, nun," sagte der König wie begütigend, „ich will Ihm keinen Vorwurf machen; wen ich auf einen so hohen Vertrauensposten stelle, dem darf Er freilich kein Mißtrauen zeigen. Aber nun höre Er wohl zu! Laß Er den Minister von Görne ganz aus dem Spiel; ich werde den Großkanzler von Fürst beauftragen, die Sache zu untersuchen. Der Großkanzler soll den Serra vernehmen, Er selbst — hört Er wohl? — wird dabei das Protokoll führen und gegen jedermann unverbrüchliches Stillschweigen darüber beobachten, was auch immer dabei zu Tage kommen möge! Alles, was der Minister von

Görne Ihm in dieser Sache sagen und auftragen möge, wird Er sofort an mich berichten und nichts davon ausführen, bevor Er nicht meinen eigenhändigen Befehl erhalten."

„Eurer Majestät Befehle sollen pünktlich ausgeführt werden," sagte Philippi, „und ich habe nur zu bedauern, daß es Allerhöchstdenselben nicht gefallen hat, mir diese Befehle früher schon ebenso bestimmt zu geben, damit ich im stande gewesen wäre, mich vor dem Verdacht eines willkürlichen Eingriffs in die persönliche Freiheit zu schützen."

Der König klopfte ihm freundlich auf die Schulter und sagte lächelnd: „Nun, laß Er's nur gut sein, ich sehe wohl, daß Ihn kein Vorwurf trifft, und weiß ja, daß Er ein ehrlicher Mann ist! Geh Er nur weiter immer den geraden Weg und sage Er mir immer ohne Scheu und Furcht die Wahrheit, dabei wird Er sich immer gut stehen und wir werden gute Freunde bleiben! Jetzt also weiß Er meinen Willen, handle Er also genau darnach, sei Er dem Großkanzler zur Hand, von dem Er alle weiteren Instruktionen erhalten wird, und fürchte Er sich vor niemand."

„Ich fürchte mich in der ganzen Welt nur vor einer Sache, Majestät," erwiderte Philippi, „das ist vor einer verdienten Ungnade meines großen Königs, denn eine unverdiente Ungnade kann mich nicht treffen, dazu sind Eure Majestät zu gerecht, wie ich eben zu meiner dankbaren Freude wieder erkannt habe."

„Dabei bleibe Er," sagte der König außerordentlich gnädig, „und laß Er sich nicht irre machen! Und nun geh Er und schaffe Er mir bald Licht, denn es ist da vieles dunkel in dieser Sache mit dem Serra." Er winkte huldvoll grüßend mit der Hand. Mit tiefer Verbeugung zog sich der Polizeipräsident zurück.

*

Marie von Görne war schwer erschüttert durch die Ereignisse der letzten Tage.

Es schmerzte sie, ihren Jugendfreund Ernst von Pirch durch dessen Liebe zu ihr verloren zu haben, die sie für einen thörichten Wahn, für eine eigensinnige Phantasie hielt, wie er dergleichen schon als Kind in plötzlich aufwallender Leidenschaft verfolgt hatte, um dann schnell wieder sich anderen Phantasien mit gleicher Hast und gleichem Eifer zuzuwenden. Ihr Oheim hatte ihr erzählt, daß Ernst seinen Abschied erhalten habe und von Berlin abgereist sei; er hatte dem Minister einen Brief voll Dankbarkeit für die Güte, die er ihm während seiner Jugend erwiesen, geschrieben, aber auch in diesem Brief keine Andeutung darüber gemacht, wohin er sich wenden wolle und wie er seine Zukunft zu gestalten denke, er sprach nur das Bedauern aus, daß seine Gesundheit ihm nicht erlaube, den anstrengenden Dienst weiter durchzuführen und daß er daher in den bisherigen Verhältnissen um so weniger bleiben und seine Gesundheit aufreiben

wolle, als ja für Preußen kein Krieg in Aussicht stehe und ein Soldat im Frieden ein vollkommen unnützes und zweckloses Dasein führe.

„Der arme Ernst," sagte Herr von Görne, als er bei dem Diner diese Mitteilung machte; „ich hätte so gern für ihn alles Mögliche gethan, der König wollte ihm wohl, was noch mehr wert ist, und gewiß hätte ihm eine vorzügliche, gute Carrière bevorgestanden; nun reißt ihn unbegreiflicher Ehrgeiz auf unberechenbare Wege fort, und wenn er auch erreicht, was er hoffen mag, so wird er doch niemals außerhalb des Vaterlandes Befriedigung finden; aber wer kann einem jungen Menschen helfen, der nicht hören will und keinen Rat annimmt: er muß sein selbstgeschaffenes Schicksal tragen. Das wird er freilich auch, denn an Stolz und Mut steht er keinem nach und etwas Niedriges oder Unwürdiges werden wir sicher niemals von ihm hören."

Marie senkte das Haupt; sie zerdrückte eine Thräne in ihren Augen, aber in ihrem Herzen fand dennoch bei aller freundlichen und treuen Erinnerung an den Jugendfreund der Wunsch, daß es anders hätte kommen mögen, keinen Raum; es mußte ja so sein wie es war, ihr Herz, das fühlte sie, hätte niemals für eine andere Liebe Raum gehabt, als für die, welche sie so ganz erfüllte und ihr ganzes Wesen allein in Anspruch nahm.

Einige andere Gäste machten gleichgültig bedauernde oder tadelnde Bemerkungen über den Offizier, der den

ruhmreichen Dienst des großen Königs hatte verlassen mögen und damit rollte dann die Woge der Vergessenheit auch in dem Görneschen Hause über den armen jungen Mann hin, der dort so viel freundliches Glück in der Kindheit gefunden und dann die Hoffnung seiner aufblühenden Jugend so schnell hatte verwelken sehen.

Auch die heftige Scene mit der Gräfin Branicka, deren wahren Namen weder sie noch der Minister kannte, hatte das junge Mädchen mächtig bewegt; sie fühlte, daß sie um das Kleinod ihrer Liebe, an dessen lichtem Glanze sie sich bisher mit kindlicher Harmlosigkeit erfreut hatte, in einen ernsten Kampf auf Leben und Tod getreten sei und daß die Feindin, welche so plötzlich, einer ringelnden Schlange gleich, ihr den Weg verstellte, nicht nachlassen werde, immer neue Waffen zu suchen gegen sie und ihr Glück. Sie erbebte schaudernd vor diesem Kampf, der ihr wie etwas Neues, Unbekanntes in ihrem bisher so ruhigen und freundlich verlaufenden Leben entgegentrat, aber ihr Mut beugte sich nicht, sie wäre ja des Glückes ihrer Liebe nicht wert gewesen, wenn sie vor einem Kampfe gegen wen es auch immer sei, ängstlich hätte zurückbeben wollen; sie fühlte sich plötzlich gereift und der stolzen blendenden Frau, zu welcher sie bisher wie zu einem Vorbild emporgeblickt hatte, gleich und ebenbürtig.

Die bösen Worte der Gräfin über die Untreue und das unwürdige Spiel des Grafen Ignaz, das er mit ihrem Herzen treiben wolle, glaubte sie freilich nicht, aber

sie vermochte es auch nicht, dieselben zu vergessen und die höhnischen und drohenden Worte klangen oft unter peinvollen Qualen in ihrem Herzen wieder.

In ihrer Angst und Bekümmernis war es ihre erste Absicht gewesen, an den Geliebten zu schreiben, ihm die Anklage der Fremden vorzuhalten und ihn anzuflehen, daß er mit einem Wort der Wahrheit ihrer Seele das Licht und ihrem Herzen den Frieden wiedergeben möge, aber sogleich wieder verwarf sie diesen Gedanken. Wenn sie eine Rechtfertigung verlangte, so war dies allein schon eine Anerkennung der Anklage, ein Zweifel, der seiner und ihrer unwürdig war. Was hätte sie gesagt, wenn man sie selbst bei ihm verleumdet hätte und er dann gekommen wäre, um von ihr eine Entkräftung solcher Verleumdungen, einen Beweis oder auch nur eine Versicherung ihrer Unschuld zu verlangen? Würde solcher Zweifel sie nicht bis ins innerste Herz hinein gekränkt, würde sie nicht darin ein Verbrechen gegen ihre Liebe erblickt haben? Nein, nein, sie verlangte ja Glauben und Vertrauen von ihm und nun sollte sie ihm Mißtrauen zeigen auf die Anklage einer Fremden hin, die sich selbst als Nebenbuhlerin um seine Liebe bekannt hatte? Solcher Feigheit, solchen Mißtrauens durfte sie sich nicht schuldig machen, was wäre dann ihre Liebe, wenn sie schon die erste Probe nicht bestünde!

Sie errötete vor ihren eigenen Gedanken, die ihr bewiesen, daß die böse Saat dennoch auch in ihrem so

gläubigen und vertrauensvollen Herzen gekeimt und Wurzeln zu schlagen begonnen hatte. Wo wäre die stolze Zuversicht geblieben, mit der sie die Anklage jener Frau zurückgeschleudert hatte, wenn sie nun hingegangen wäre, von ihm eine Rechtfertigung zu verlangen und ihr freies Vertrauen nachträglich bestätigen zu lassen? Sie dachte an ihn, sie ließ sein Bild mit den treuen, klaren Augen recht lebhaft aus den Tiefen ihrer Erinnerung hervorsteigen, sie ließ den Ton seiner Stimme durch ihre Seele klingen, mit glückseligem Lächeln breitete sie die Arme aus und wie helles Licht strahlte es in ihre Seele hinein, als sie jubelnd rief:

„Ich glaube an Dich, mein Ignaz, ich glaube an Deine Liebe und Treue, die Verleumdung reicht nicht heran bis an die Höhe meines Glaubens und meines Vertrauens!“

Doch aber fühlte sie ein unüberwindliches Bedürfnis, in unmittelbare Beziehungen zu dem Geliebten zu treten; es kam ihr vor, als ob das Band, das ihre Seele vereinigte, durch den Versuch der Verleumdung, der ja dennoch auf einen Augenblick den Keim des Zweifels auch in ihre Seele geworfen, befleckt worden sei, als ob sie dasselbe reinigen müsse von diesem Flecken durch die Größe der vertrauenden Liebe.

So schrieb sie denn in der Stille der Nacht einen langen Brief, in welchem sie ihre Seele, all ihr Denken und Empfinden dem Geliebten hingab; sie erzählte ihm den

Vorgang mit Herrn von Pirch, sie sprach ihm von ihrem Schmerz über den Verlust des Jugendfreundes, der um eines Gefühls willen, das sie für Wahn und Selbsttäuschung hielt, sich von den Wurzelfasern seiner Existenz losgelöst hatte, um in trotzigem Eigensinn hinauszustürmen in ein unbekanntes, wildbewegtes Leben ohne Ziel und Leitung. Sie sprach die Befürchtung aus, daß Herr von Pirch in der Heftigkeit seines Unmuts den Weg des Grafen kreuzen möchte, um an ihm die Rache zu üben für den Verlust einer Hoffnung, die er in seinem ungestümen Trotz als ein Recht in Anspruch nehmen wollte, das sie ihm doch niemals eingeräumt hatte, und sie beschwor den Geliebten, um ihretwillen die Verirrung ihres Jugendfreundes zu verzeihen und jeder verhängnisvollen Begegnung mit demselben auszuweichen.

Sie schrieb ihm dann ausführlich über ihr Leben, sie erzählte ihm von dem Besuch der Frau von Worrinska, welche eine Bekannte von ihm sein müsse und von ihm gesprochen habe.

Schon wollte das Bekenntnis des Geschehenen dennoch aus ihrer Feder fließen, sie wollte ihrem Glauben und ihrem Vertrauen Worte geben; allein sie hielt dieselben zurück, denn schon das Bekenntnis, daß sie nötig gehabt hätte, auch nur einen Augenblick den aufsteigenden Zweifel zu überwinden, mußte ihn kränken und ihn seinerseits wieder an der Tiefe und Wahrheit ihrer eigenen Liebe zweifeln lassen.

So blieb denn die Erwähnung der Frau von Worrinska lediglich ein Teil der Erzählung von ihrem häuslichen und gesellschaftlichen Leben, doch aber konnte sie es nicht verhindern, daß ihre Hand leicht zitterte, als sie den Namen jener Frau niederschrieb, und daß ihre innere Erregung dennoch in den Worten ihres Briefes einen wenn auch noch so leichten, kaum empfindbaren Ausdruck fand.

Es war spät in der Nacht, als sie ihren Brief abschloß; ihr Körper war erschöpft, aber ihre Seele hatte Ruhe und Frieden wiedergefunden, es schien ihr, als ob der dunkle Schatten, der einen Augenblick zwischen ihr und dem Geliebten aufgestiegen war, nun wieder von den himmlischen Lichtgeistern des Glaubens und Vertrauens verscheucht worden sei, und mit einem Gruß an den Geliebten auf den lächelnden Lippen schlief sie ein.

Ruhig verflossen die nächsten Tage. In der gewohnten Weise kamen die Gäste zu den Diners und den kleinen Abendgesellschaften des Ministers.

Marie machte mit heiterer Unbefangenheit die Honneurs bei der Tafel und im Salon. Sie hatte die Selbstbeherrschung, um alle Fragen nach der schönen Fremden, die man bei ihr zu finden gewohnt war, zu beantworten und ihr Bedauern über die schnelle Abreise der Freundin auszusprechen, welche durch unerwartete Familiennachrichten veranlaßt worden sei.

Alles schien vergessen. Marie war dem Himmel fast dankbar für das Geschehene, war doch ihre Liebe ein so

köstlicher Schatz, daß es ihr vorkam, als müsse sie derselben erst durch den Kampf würdig werden und als sei sie ihres Besitzes um so sicherer, nachdem sie den Kampf dafür siegreich überstanden.

Sehnsuchtsvoll zählte sie die Tage, bis sie auf ihren Brief an Ignaz eine Antwort würde erhalten können, aus seinen Worten würde sie ja am sichersten und beglückendsten die Gewißheit lesen, daß es nur Lüge gewesen, was die Schlange der Verleumdung in ihr Herz zu zischen versucht hatte.

Lange nicht hatte sie mit so klaren, glückstrahlenden Blicken hinausschauen können in das sonnengoldene Grün der herbstlichen Baumkronen des Parks vor ihrem Kabinet, und wenn der Papagei mit schmerzlichem Ton den Namen Ignazy in ihre Träume hineinrief, so kam es ihr vor, als müßten die Gedanken des Geliebten sie umschweben und als müßte ihr ein baldiges glückseliges Wiedersehen bevorstehen.

Lange nicht war sie so ruhig in sich selbst und doch zugleich so freudig hoffnungsvoll bewegt gewesen wie in diesen Tagen, keine Faser ihres Wesens hatte eine Ahnung von dem unheilvollen Verhängnis, das so nahe schon drohend an das Haus ihres Oheims herantrat. So liegt das Meer in stiller, freundlich sonniger Ruhe da, leicht gekräuselt in anmutiger Bewegung vom spielenden Lufthauch, während schon bis dicht zur Sonne herauf die schwarze Wolke emporsteigt, welche den Wettersturm im

Schoße trägt, der bald die schimmernd gekräuselte Fläche zu wilden Wogen aufwühlen wird.

Es war eine kleinere vertraute Gesellschaft bei dem Minister von Görne zum Diner versammelt, die Unterhaltung war außerordentlich animirt. Herr von Görne leitete und belebte dieselbe mit von Geist und Witz sprühender Laune. Auch Marie war ganz besonders heiter und fröhlich, durfte sie doch in allernächster Zeit mit Sicherheit eine Antwort ihres Geliebten erwarten. Sie hatte ihren Brief durch einen Kurier abgesendet, der in den Angelegenheiten der Seehandlung nach Warschau ging und dessen Rückkehr nun bald erfolgen mußte.

Der Minister erwartete ebenfalls gute Nachrichten von der Rückkehr seines Boten. Er hatte nach Serras Verhaftung sich aus dessen Papieren alle diejenigen geben lassen, welche sich auf das Verhältnis des Italieners zur Seehandlung bezogen, und der Polizeipräsident hatte kein Bedenken getragen, diesem Verlangen des Ministers Folge zu geben. Herr von Görne hatte dann den fast ganz vollendeten Bericht, den Serra genau in seinem Sinne über den Erwerb der Herrschaft Krotoczin aufgestellt, dazu benützt, um diesen Ankauf auch vom geschäftsmäßig kalkulatorischen Standpunkt seinen Beamten als finanziell vorteilhaft und für die Handelsbeziehungen zweckmäßig darzustellen. Er war infolge dessen in der Rechnungsaufstellung des Serraschen Berichts keinen Einwendungen begegnet und glaubte sicher sein zu dürfen, den Handel

von rein geschäftsmäßigem Gesichtspunkte aus so abschließen zu können, daß derselbe auch bei der Rechnungsablage keinen Widerspruch von seiten des Königs finden werde. Sein Agent hatte ihm durch einen inzwischen von Warschau aus abgesendeten Kurier die kurze Mitteilung zugehen lassen, daß der Handel so gut wie abgeschlossen sei und daß der Graf Felix Potocky, welcher mehr als je der mächtigste und einflußreichste Mann in Polen sei, dem Minister seinen besten Dank sagen lasse.

Herr von Görne hielt den Grafen Felix für ganz und gar mit seinen Zukunftsplänen einverstanden und zweifelte nicht, daß durch den Abschluß des Kaufes dessen ganzer Einfluß ihm zur Verfügung stehen werde.

Der letzten Ausführung seiner großen und kühnen Pläne stand also kaum noch ein Hindernis entgegen, und schon sah er im Geiste den Augenblick herannahen, in welchem er das höchste Ziel seines Ehrgeizes erreicht und seinem Könige ohne einen Schwertschlag, ohne das Opfer von Menschenleben und Wohlstand eine Krone würde darbieten können, die er nur durch Geist und kluge Berechnung für seinen Herrn gewonnen haben würde. Des Königs Verwunderung über dieses große Resultat sollte dann seine höchste und schönste Belohnung für all seine Mühe und seine qualvollen Sorgen sein; sein Name würde in der Geschichte an der Seite der Kampfgenossen des großen Friedrich, ja noch vor den anderen seinen Platz einnehmen, denn er würde ja dem Hause der Hohenzollern

und der preußischen Monarchie mehr zugebracht haben, als durch eine Reihe von gewonnenen Schlachten jemals hätte errungen werden können.

Diese strahlenden Zukunftsbilder erfüllten ihn mit immer stolzerer Freude, und niemals vorher vielleicht war eine fröhlichere Gesellschaft um die Tafel des Herrn von Görne versammelt gewesen, auf welcher die seltensten Leckerbissen aller Länder sich durch die weitverzweigten Beziehungen der Seehandlung vereinigten.

Da trat, als eben der Nachtisch von den seltensten exotischen Früchten aufgestellt wurde, Herr Axt in den Speisesaal, was er niemals that, wenn nicht eine ganz außerordentlich dringende Veranlassung vorhanden war.

Herr von Görnes Augen leuchteten beim Anblick seines Sekretärs freudig auf, er nahm an, daß der Kurier aus Warschau mit guten Nachrichten zurückgekehrt sei und noch heller und farbenreicher stiegen die stolzen Zukunftsbilder seines kühnen Ehrgeizes vor ihm auf. Er bemerkte es nicht, daß die graue Farbe, welche das Gesicht des Herrn Axt immer trug, heute fast erdfahl erschien und daß dessen sonst so scharf und sarkastisch blickende Augen heute von Furcht und Unruhe bewegt schienen.

Axt näherte sich dem Minister auf dessen Wink und flüsterte, hinter dessen Stuhl tretend, demselben zu: „Der Herr Großkanzler von Fürst sind soeben angekommen und wünschen Eure Excellenz in einer dringenden Angelegenheit sogleich zu sprechen.“

Herr von Görne zeigte keine besondere Verwunderung bei dieser Mitteilung, die Minister hatten ja öfter mit einander zu konferiren und wenn auch der Großkanzler im Range höher stand und das Recht gehabt hätte, ihn zu einer Konferenz zu sich einzuladen, so war doch dessen Besuch, namentlich wenn es sich um eine eilige Angelegenheit handelte, weiter nicht auffallend. Er entschuldigte sich bei seinen Gästen, bat dieselben, sich durch seine wahrscheinlich nur kurze geschäftliche Abwesenheit nicht derangiren zu lassen, und begab sich, von dem ganz zitternd und wie gebrochen dahinschleichenden Arx gefolgt, nach seinem Kabinet. Er beachtete es nicht, daß die Lakaien auf dem Korridor mit verstörten Mienen unter einander flüsterten und trat, schnell die Thür öffnend, in sein Arbeitszimmer, während Arx gesenkten Hauptes und schmerzlich seufzend auf dem Korridor stehen blieb.

In der Mitte des Kabinets stand der Großkanzler, neben ihm der Polizeipräsident Philippi. Beide blickten ernst und traurig und der Großkanzler schien es nicht zu bemerken, daß Herr von Görne ihm zur Begrüßung die Hand entgegenstreckte.

Herr von Görne war von der peinlichen Haltung der beiden Herren betroffen, aber ehe er noch eine Frage stellen konnte, sagte der Großkanzler von Fürst mit traurigem Ton: „Es ist eine schmerzliche Pflicht, die mich hieher führt und mich zwingt, Eurer Excellenz, meinem bisherigen Kollegen, eine unliebsame Eröffnung zu machen.“

„Bisherigen Kollegen?“ stammelte Herr von Görne, während sein Gesicht sich mit tödlicher Blässe bedeckte „eine unliebsame Mitteilung —“

„Im Namen Seiner Majestät unseres allergnädigsten Herrn,“ fuhr der Großkanzler fort, „habe ich Sie Ihres Amtes als Staatsminister und dirigirenden Minister des Generaldirektoriums zu entheben und Sie zugleich zu verhaften und dem Herrn Polizeipräsidenten in dessen Gewahrsam zu übergeben. Sie werden in dem Polizeipräsidium hierselbst eine anständige Wohnung finden und dort so lange bleiben, bis Seine Majestät über Sie entscheiden wird.“

Herr von Görne stützte sich auf die Lehne eines neben ihm stehenden Sessels; seine ganze Gestalt schwankte und zitterte, einem Baume ähnlich, den der Wetterstrahl ins Mark getroffen. Ein ungeheurer Schmerz durchzuckte all seine Nerven, von der Höhe seiner kühnsten Hoffnungen sah er sich plötzlich unvorbereitet herabgeschleudert in einen Abgrund, aus dem es kein Aufsteigen mehr gab, denn wenn der König einmal auf eine unerklärliche Weise von allem, was er gethan, unterrichtet war, bevor er seinerseits das glänzende Resultat seiner Berechnungen in die Wagschale werfen konnte, so war seine Verurteilung gewiß und unwiderruflich, und ohne ganz unwiderlegbare Beweise würde Friedrich sich nicht zu einem so äußersten Schritte entschlossen haben, wie es die Verhaftung eines Ministers war.

Einen Augenblick war er betäubt unter dem furchtbaren Schlage, zusammengebrochen stand er da, während der Großkanzler und der Polizeipräsident ihn voll tiefen Mitleids ansahen. Dann aber erhob er sich wieder, er begriff, daß er all seiner Kräfte bedürfen werde für den Kampf, den er aufnehmen mußte, so aussichtslos derselbe auch immer in diesem Augenblick erscheinen mochte.

„Und wessen klagt man mich an?“ fragte er ruhig und fest. „Es müssen schwere Verleumdungen sein, welche Seine Majestät haben bewegen können, so hart gegen einen langjährigen treuen Diener vorzugehen.“

„Ich will hoffen,“ erwiderte der Großkanzler, „daß es Eurer Excellenz gelingen möge, die gegen Sie erhobenen Anklagen als Verleumdungen zu erweisen und die Behauptung des Italieners Serra zu entkräftigen.“

„Serra?“ rief Herr von Görne. „Ah, Herr Polizeipräsident, ich begreife nicht, wie es Ihrem Gefangenen hat gelingen können, Anklagen gegen mich zu erheben, von denen ich nichts weiß.“

„Es soll dies kein Geheimnis für Eure Excellenz bleiben,“ fiel der Großkanzler, schnell eine scharfe Antwort des Polizeipräsidenten abschneidend, ein, „denn Seine Majestät wollen, daß Ihnen kein Mittel der Verteidigung entzogen oder erschwert werden solle. Dieser Brief ist in Seiner Majestät Hände gelangt — auf welche Weise ist gleichgiltig — und soll nicht weiter untersucht werden. Seine Majestät haben daraus Veranlassung genommen,

den Serra auf das eingehendste durch mich vernehmen zu lassen, und das Resultat dieser Vernehmung hat unsern allergnädigsten Herrn bestimmt, Ihre Verhaftung zu befehlen.“

Er reichte Herrn von Görne das in die Hände des Königs gelangte Billet. Dieser starrte dasselbe lange an. „Graf Potocky muß mein Ankläger sein,“ sagte er dann, „doch dies ist nicht seine Handschrift; das alles ist ein Gewebe schändlicher Intrigue, wer diesen Brief fälschte, kann auch eine falsche Anklage stellen! Ich bitte Seine Majestät um die Gnade einer Audienz, ihm allein kann ich alles erklären, was vielleicht durch Entstellung zu falschen Anklagen könnte benützt werden, und der König wird einem Diener, der so lange in hoher Stellung sein Vertrauen besessen, nicht abschlagen, sich vor ihm selbst zu rechtfertigen.“

„Ich werde nicht verfehlen, Ihren Wunsch unserem allergnädigsten Herrn zu übermitteln, an dem Befehl, der mich heute hieher führt, ist indes nichts zu ändern, und ich bitte Eure Excellenz daher, dem Herrn Polizeipräsidenten folgen zu wollen. Ich habe den Befehl, Ihre Papiere zu versiegeln und dieselben genau in dem Zustande, in welchem sie sich gegenwärtig befinden, an Seine Majestät abzuliefern.“

Mit einem wild drohenden Blick machte Herr von Görne eine Bewegung, als ob er sich auf seinen Schreibtisch stürzen und denselben beschützen wolle; aber im nächsten

Augenblick schon senkte er schweigend das Haupt. „Ich bin bereit,“ sagte er; „vor dem König allein kann Schein und Wahrheit sich scheiden. — Noch eine Bitte habe ich an Eure Excellenz zu richten.“

„Sprechen Sie,“ sagte der Großkanzler, „und was in meiner Macht steht, soll geschehen, um eine so peinliche Sache zu erleichtern.“

„Ich lasse meine Nichte in trauriger Lage zurück,“ sagte Herr von Görne; „ich bitte für sie um die Erlaubnis, so lange in diesem Hause zu bleiben, bis sie eine andere Wohnung gefunden, auch möchte ich ihr noch ein Wort des Abschieds sagen.“

„Ich werde selbst die Sorge für das Fräulein von Görne übernehmen,“ erwiderte der Großkanzler, „und werde dieselbe sogleich hieher bitten lassen, um von Eurer Excellenz Abschied zu nehmen.“

Er winkte dem Polizeipräsidenten, der sogleich hinausging, um einen Diener zu Fräulein Marie zu entsenden.

Die Tischgesellschaft war inzwischen wie in unbestimmter Ahnung eines außergewöhnlichen Ereignisses immer stiller und einsilbiger geworden. Als noch ein Diener erschien und ganz verstört und erschrocken auch die Nichte des Ministers abrief, da erhoben sich alle schnell und nachdem Marie hinausgegangen war, erfuhr man von der erschreckten zitternden Dienerschaft, daß das Haus von einer starken Wache besetzt sei, daß unten vor der Thür neben der Karosse des Herrn Großkanzlers ein

geschlossener Wagen mit einer Bedeckung von Dragonern halte und daß es sich bei dem allen um nichts anderes handeln könne, als um die Verhaftung des Herrn Ministers.

Entsetzt stob die Gesellschaft auseinander. In der That fand man unten vor dem Hause die Wache und den verhängnisvollen Wagen. Niemand wurde eine Schwierigkeit bei dem Verlassen des Hauses gemacht, aber als einige Boten von Handelshäusern, die in Geschäften die Bureaux der Seehandlung aufsuchen wollten, sich dem Eingangsthor näherten, wurden sie von der Wache zurückgewiesen, es bestand also kein Zweifel, daß es sich um außerordentlich ernste Maßregeln handelte, und die Gäste des in seinem Beginn so heiteren und fröhlichen Diners eilten in wachsendem Entsetzen davon, um die unerhörte Kunde durch die ganze Stadt zu tragen.

Marie trat unbefangen in das Kabinet ihres Oheims. Die Diener hatten nicht gewagt, ihr irgend eine Mitteilung zu machen, und sie hatte deren angstvolle Mienen nicht bemerkt. Sie begrüßte den Großkanzler wie einen Bekannten aus der Gesellschaft und wendete sich dann zu ihrem Oheim, der mit tief bewegter Stimme zu ihr sagte: „Erschrick nicht, mein Kind, ein großes Unglück hat uns betroffen, durch ein Mißverständnis, durch eine falsche Anklage bin ich verhaftet und muß Dich allein zurücklassen. Seine Excellenz der Herr Großkanzler wird Dir behilflich sein, eine andere Wohnung zu finden. Sei

ruhig und verliere den Mut nicht, alles muß sich bald glücklich wenden."

Marie stand einem Marmorbild gleich da, mitten in ihre glückseligen Hoffnungen hinein traf sie der furchtbare Schlag, unter welchem kurz vorher ihr Oheim fast zusammengebrochen war, nur traf dieser Schlag sie, das zarte, schwache Kind, härter noch als den starken Mann. Sie vermochte ihre Gedanken nicht zu sammeln und zu ordnen; alles um sie her schien ihr in jähem Sturz zusammenzubrechen. Sie hatte ihren Oheim stets als den gebietenden Mittelpunkt der ganzen sie umgebenden Welt betrachtet, alles, was ihm nahte, hatte sich ehrerbietig vor ihm gebeugt, so daß sie stets wie zu unnahbarer Höhe zu ihm aufgeblickt hatte, und nun mit einemmal sollte dieser allmächtige Mann, der ihr wie eine Verkörperung der Macht und Herrschaft erschienen war, ein Gefangener, ein Verbrecher geworden sein!

Das war ihr unfaßbar. Ihre Gedanken verwirrten sich. Fragend blickte sie auf den Großkanzler und den Polizeipräsidenten, als müßte sie bei diesen die Lösung des furchtbaren Rätsels finden. Herr von Görne schien von ringenden Gedanken bewegt. Er sah seine Nichte mit einem Blick an, als ob er in die Seele des jungen Mädchens dringen und durch die Kraft seines Willens deren Verständnis öffnen wolle. Dann sprach er, zu ihr herantretend, schnell und hastig, jedes Wort mit scharfem Nachdruck betonend:

„Felix Potocky ist mein Ankläger — Du mußt unsern Freund —"

Ehe er noch ein Wort weiter sprechen konnte, trat der Großkanzler zwischen ihn und seine Nichte, legte die Hand auf seinen Arm und sagte: „Ich muß Eure Excellenz bitten, nichts anderes zu sprechen, als was sich auf Ihre häuslichen Angelegenheiten bezieht, nur in dieser Voraussetzung habe ich es auf mich nehmen dürfen, eine Abschiedsunterredung zu gestatten."

Marie hatte bei den Worten ihres Oheims einen Schrei ausgestoßen, der wie ein Todesruf der Verzweiflung klang — ihr Oheim hatte den Namen Potockys als seines Anklägers genannt, den Vornamen hatte sie überhört. Für sie gab es ja nur einen Potocky auf Erden, nur einen, von dem sie eben noch sehnsuchtsvoll eine glückliche Nachricht erwartet hatte, und nun hörte sie diesen Namen als den eines Feindes nennen, der ihren Oheim ins Verderben gestürzt hätte. O, dann mußte ja alles wahr sein, was jene Frau von ihm gesagt; dann mußte er ja ein Verräter sein, der nur hieher gekommen war, um ihren Oheim ins Unglück zu stürzen, dann war sie ja wohl selbst von ihm nur benützt als ein Werkzeug, um ihren väterlichen Beschützer zu verderben!

Sie begriff es nicht, wie und warum das alles hatte geschehen können, sie verstand ja nichts von den sich durchkreuzenden Fragen der Politik, aber sie wußte es ja und hatte es oft gehört, daß diese unglückselige Politik Haß

und Todfeindschaft erzeugte, welche die Menschen einander ohne Erbarmen vernichten ließen, einer solchen Todfeindschaft, einem solchen politischen Haß, der kein Erbarmen kennt, mußte ihr liebendes und vertrauendes Herz zum Opfer gefallen sein.

Diese Gedanken alle durchzuckten sie einen Augenblick, wie oft ein flammender Blitz in einer Sekunde weit rings umher alles bis in die kleinsten Kleinigkeiten hinein grell erleuchtet und der erschrockenen Seele dies vom Wetterschein erhellte Bild unauslöschlich einprägt.

Sie sank auf einen Sessel nieder, drückte die Hände auf ihr Herz und ließ ihre irren Blicke ängstlich umherschweifen, als ob sie fürchte, daß noch irgend welch neues Schrecknis vor ihr auftauchen werde.

Herr von Görne trat zu ihr heran, legte die Hand auf ihr Haupt und sagte, mit durchbringendem, verständniserheischendem Blick in ihre Augen schauend: „Du hast mich also verstanden, nicht wahr? Ich bin angeklagt und gefangen; erinnere Dich der Freunde, bei denen Du Schutz und Hilfe finden wirst!“

Sie schien kaum seine Worte zu hören, immer irrten ihre Augen wie suchend und fürchtend umher; ihre Lippen bebten und wie ein leises Schluchzen klang es aus ihrer Brust hervor.

Bewegt trat der Großkanzler heran. „Ich werde dafür sorgen, mein Fräulein, daß es Ihnen an nichts fehlt; Sie sollen in diesem Hause bleiben, so lange Sie

irgend wollen, und in allen Dingen wenden Sie sich vertrauensvoll an mich. — Gehen Sie, Herr von Görne, gehen Sie! Denken Sie nur an Ihre Verteidigung, zu der Sie Ihre ganze Kraft nötig haben werden! Ueberlassen Sie mir die Sorge um Ihre Nichte! Gehen Sie, gehen Sie! Wir dürfen den Schmerz des Abschieds nicht verlängern."

Herr von Görne drückte die Hände fest auf Mariens Haupt. „Leb wohl, mein Kind, leb wohl!" rief er, über sie gebeugt; „nicht wahr, Du hast mich verstanden? Vergiß die Freunde nicht!"

Der Großkanzler nahm sanft den Arm des gewaltig erregten Mannes und führte ihn zur Thüre hin. Der Polizeipräsident trat an seine Seite. Als die Thür geöffnet wurde, eilte Art herein und küßte die Hände seines Herrn.

Bleich und zitternd standen die Lakaien auf dem Korridor. Bei ihrem Anblick fand Herr von Görne seine ganze Fassung und sein volles Selbstbewußtsein wieder. Stolz schritt er hochaufgerichteten Hauptes über den Flur zur großen Treppe hin. Würdevoll und herzlich zugleich grüßte er mit der Hand seine Leute, welche sich tief vor ihm verbeugten, während man hier und dort ein leises Schluchzen hörte.

Am Fuße der Treppe wendete er sich noch einmal um und warf einen letzten Blick in das hell erleuchtete, fürstlich glänzende Haus, in welchem er seine ganze Kraft und

Arbeit für ein fast übermenschliches Ziel eingesetzt hatte, das nun zertrümmert vor seinen Füßen in den Staub niedersank. Auch sein Auge verschleierte sich feucht bei diesem letzten Abschiedsblick und, schnell sich abwendend, trat er aus dem hell erleuchteten Vestibül in die dunkle Nacht, welche sich auf der Straße ausbreitete. Dann stieg er in den schnell vorfahrenden Wagen des Polizeipräsidenten. Dieser setzte sich zu ihm, und, von den Dragonern eskortirt, fuhren beide in scharfem Trabe nach dem Polizeipräsidium.

*

Als Herr von Görne sich entfernt hatte, bemühte sich der Großkanzler, mit freundlicher Herzlichkeit Marien Mut einzusprechen. Das junge Mädchen hörte ihn ruhig an, sie nickte auch zuweilen mit dem Kopf, als ob sie seinen Worten zustimmte, doch zeigten ihre Blicke, welche starr weit hinaus ins Leere zu schauen schienen, kaum ein Verständnis für das, was er ihr sagte, und mehrmals fuhr sie mit der Hand nach dem Herzen, als ob sie dort einen stechenden Schmerz empfände.

Endlich ließ der Großkanzler ihre Kammerfrau rufen, welche in Thränen aufgelöst erschien und ihre Herrin nach ihrem Zimmer führte.

Marie folgte ihr gleichgiltig und mechanisch, während der Großkanzler seine unten wartenden Sekretäre heraufkommen ließ, um in seiner Gegenwart die Siegel an das

Arbeitszimmer und die Bureaux des Ministers anlegen zu lassen.

Als Marie, auf den Arm ihrer Kammerfrau gestützt, durch ihren Salon ging, um sich nach ihrem Schlafzimmer zu begeben, schlug Lorito bei ihrem Anblick freudig mit den Flügeln, und indem er zu ihr hinstrebte, rief er laut, als ob er gewiß sei, dadurch am sichersten sich bemerkbar zu machen:

„Ignazy — Ignazy!“

Wie in jähem Schreck blieb Marie bei diesem Ruf stehen, sie zuckte zusammen; eine glühende Röte flammte in ihrem Gesicht auf, es leuchtete wie ein Blitz der Erinnerung und des Verständnisses in ihren Augen und erst leise, kaum verständlich, dann immer lauter wiederholte auch sie, als ob sie in den Tiefen ihrer Seele suche, den Namen, den der Vogel ihr entgegenrief.

Endlich schien die volle Erinnerung in ihr aufzuleben; ihre Blicke nahmen den Ausdruck des Entsetzens an; noch glühender wurde die Röte ihres Gesichts, dann plötzlich wurde sie bleich wie der Tod, ein gellender Schrei klang von ihren Lippen, und beide Hände auf das Herz drückend, fiel sie schwer auf den Boden nieder, während ein rötlicher Schaum ihre Lippen färbte.

Laut jammernd rief die Kammerfrau noch einige Dienerinnen herbei, das bewußtlose Mädchen wurde in ihr Schlafzimmer getragen und auf ihr Lager gebettet.

Man sendete in eiliger Hast nach dem Arzt des Hauses,

und dieser erklärte den Zustand der Kranken für ein außerordentlich hochgradiges, lebensgefährliches Nervenfieber, bei welchem nichts anderes zu thun sei, als mit leicht mildernden Mitteln die Natur zu unterstützen und abzuwarten, ob die Kräfte die schwere Krisis überdauern würden.

Das bisher so glänzende und gesellige Haus des Herrn von Görne lag einsam und verödet da, die Diener waren entlassen, eine schauerliche Stille herrschte in den Korridoren und Sälen, und niemand von allen denen, welche so fröhlich des Ministers Gastfreundschaft genossen hatten, nahte sich dem vom Unglück getroffenen Hause.

Alle Gläubiger des Ministers — und es waren deren nicht wenige — drängten heran, es wurde Beschlag auf alles Besitztum gelegt, das sich vorfand, der Konkurs wurde eröffnet und alles versiegelt und verschlossen; nur der Großkanzler von Fürst fuhr häufig vor, um sich selbst nach Mariens Befinden zu erkundigen.

Er hatte alle Anordnungen getroffen, daß die Zimmer der Kranken völlig unberührt von allem blieben, was sonst im Hause vorging; aber er erhielt keine guten Nachrichten, Mariens Zustand blieb immer derselbe, das Fieber erhielt sich auf derselben lebensgefährlichen Höhe und alle von dem Arzt angewendeten Mittel blieben erfolglos.

Schon war der Zeitpunkt, welcher zuerst eine Krisis hatte bringen sollen, vorübergegangen, ohne daß sich die geringste Aenderung in dem Zustande der Kranken gezeigt

hätte, und immer schwächer wurden die Kräfte, so daß der Arzt immer bedenklicher den Kopf schüttelte.

Lange Stunden lag Marie wie in lethargischem Schlaf da, starr und unbeweglich, nur die heißen Atemzüge ihrer unruhig wogenden Brust zeigten, daß in diesem zarten Körper noch Leben sei. Dann plötzlich fuhr sie mit schmerzvollem Aufschrei empor, ihre Augen öffneten sich weit und groß und blickten gespensterhaft aus dem entsetzlich abgemagerten, verfallenen Antlitz. Dann rief sie mit rührendem Klagelaut den Geliebten. Sie sprach mit ihm; sie schien seine Antwort zu hören; sie lächelte mit jenem wunderbar rührenden Ausdruck der Fieberkranken und der Irrsinnigen und streckte die Hände aus, als ob sie ein Luftgebilde erfassen und zu sich heranziehen wolle; dann aber plötzlich jammerte sie wieder in wildem Schmerz auf, sie klagte den Himmel an, daß der Mann, dem sie ihre ganze Seele gegeben, den sie für ein Ebenbild der Gottheit gehalten, nun ein Feind, ein Verräter habe werden können, bis sie, wenn endlich in schmerzhaften Zuckungen ihre Kräfte erschöpft waren, wieder in ihren lethargischen Zustand zurückversank.

Der Papagei stand neben dem Bett seiner Herrin. Man hatte den Vogel entfernen wollen, aber er hatte sich kreischend zur Wehre gesetzt, und Marie schien seine Gegenwart zu fühlen, denn sie fuhr sogleich aus ihrem bewußtlosen Zustande auf, wenn man ihn forttragen wollte, und verlangte ihn neben sich zu behalten, und selbst in ihrem

bewußtlosen Zustande zog es wie ein freundliches Lächeln über ihr Gesicht, wenn der Vogel seine schmeichelnden Rufe ertönen ließ.

So vergingen die Tage traurig und einförmig in dem großen Hause. Die Vorübergehenden blickten scheu nach den verhängten Fenstern der Wohnung des Ministers hinauf und nur in dem Flügel, welcher die Bureaux der Seehandlung enthielt, herrschte wie vordem reges, bewegtes Leben, wodurch die Todesstille in dem andern Flügel noch schauerlicher und peinlicher wurde.

*

Graf Ignaz Potocky hatte den Brief erhalten, den Marie ihm nach der verhängnisvollen Scene mit der Gräfin Branicka geschrieben. Er war glücklich über die Botschaft, aber mit jenem wunderbaren Instinkt, der sich fast wie ein magnetischer Rapport zwischen zwei liebenden Herzen herstellt, hatte er bei einzelnen Stellen des Briefes zu empfinden geglaubt, daß etwas Fremdes und Kaltes wie ein feindlich drohender Schatten sich zwischen ihn und Mariens Bild dränge, er hatte empfunden, daß sie ihm irgend etwas verschweige, was doch ihr Herz mächtig bewegte und schmerzlich erschütterte. Die beiläufige und gleichgiltige Erwähnung der Frau von Worrinska war ihm aufgefallen, er kannte keine Dame mit diesem Namen und doch hatte sich dieselbe bei Marien als seine Freundin eingeführt. Es mußte da irgend ein Geheimnis verborgen

liegen, und es überkam ihn eine bange Unruhe und ein unerklärliches, aber immer stärker anwachsendes, immer mehr ihn beherrschendes Gefühl, als ob Marie seines Schutzes gegen irgend eine unbekannte Gefahr bedürfe. Immerfort trug er diesen Gedanken, so sehr sich auch sein kritischer Verstand gegen denselben sträubte, mit sich herum und mehrmals sogar fuhr er nachts aus dem Schlaf auf, weil er glaubte, Mariens Stimme gehört zu haben, die wie hilfebittend seinen Namen rief.

Er hatte nach Verabredung mit Herrn von Görne es vermieden, nach Berlin zu kommen, damit nicht etwa seine Anwesenheit dort bemerkt würde und ein vorzeitiger Verdacht die großen Pläne, die seinem Vaterlande Freiheit und Macht, ihm selbst aber das schönste Glück bringen sollten, gefährden möchte. Nun aber war durch die vorzeitige Entführung des Königs auf lange hinaus alle Möglichkeit ausgeschlossen, etwas zur Ausführung jener Pläne zu thun. Stanislaus August war durch die Gefahr, der er entgangen, beim Volke beliebter geworden, als man es jemals hätte erwarten können, die Entfernung des Grafen Repnin und die vorsichtige Zurückhaltung Katharinas hatten den Haß gegen Rußland einschlafen lassen, und seinen Bruder hatte Graf Ignaz in letzter Zeit so zurückhaltend gefunden, daß er die feste Ueberzeugung gewann, es sei bis zum Eintritt günstigerer Verhältnisse, welche vielleicht noch lange auf sich warten lassen konnten, nichts für seine Zukunftspläne zu thun. Wenn

aber die Ausführung derselben noch auf eine lange, unberechenbare Zeit hinausgeschoben werden mußte, warum sollte er dann sein eigenes Glück, nach dem seine Seele lechzte, von einer unbestimmten Zukunft abhängig machen? Er hatte die Jugend seines Lebens hinter sich, was er noch erlangen und genießen wollte, mußte er schnell erfassen, und jeder Tag der Verzögerung seines so spät ihm aufgegangenen und darum um so heißer ersehnten Liebesglückes erschien ihm wie ein an sich selbst begangener Raub, den er sich niemals verzeihen könnte.

Kaum waren ihm diese Gedanken so recht klar geworden, als er selbst über sein bisheriges Zögern erstaunte und den Entschluß faßte, sogleich nach Berlin zu reisen, um das höchste Glück seines Lebens mit fester Hand zu erfassen und sich zu sichern.

Er gab Befehl, sein Haus in Warschau und seinen Landsitz sogleich zur Aufnahme seiner Gemahlin in stand zu setzen, und reiste dann, nur von einem Diener begleitet, mit Kurierpferden nach Berlin ab.

Hochklopfenden Herzens sah er dem Wiedersehen entgegen, dem nun die dauernde Vereinigung mit der Geliebten folgen sollte, und kein Jüngling, dem zum erstenmal der Liebesfrühling erblühte, konnte ungeduldigere Sehnsucht im Herzen tragen als der im Ernst des Lebens gereifte Mann.

Wie ein Donnerschlag traf ihn die Nachricht, welche auf seine erste Erkundigung nach Herrn von Görne Meister

Vincenti ihm mitteilte, in dessen Gasthof er wiederum unter dem Namen Ballewsky abgestiegen war, da er sein Inkognito nicht ohne Zustimmung des Herrn von Görne aufgeben wollte. Der Minister, so erzählte ihm Vincenti scheu und ängstlich, sei verhaftet worden und befinde sich in strenger Untersuchung. Reichlich spendete er das bei Herrn Vincenti so wirksame Gold und erfuhr dann auch alles, was sich in seinem Hause zugetragen hatte: die Verhaftung des Serra, die Ankunft der vornehmen Dame, welche den Besuch des Lieutenants von Pirch empfangen, dann so viel in dem Görneschen Hause verkehrt hatte und die endlich ganz plötzlich abgereist war.

Der schlaue Wirt hatte nicht nötig, ihm anzudeuten, daß dies alles mit dem Unglück, das den Herrn von Görne betroffen, in irgend einem Zusammenhange stehen müsse, er hatte sich die Frau von Worrinska genau beschreiben lassen und nach dieser Beschreibung in der geheimnisvollen Dame sogleich die Gräfin Helena Branicka erkannt. War ihm auch der ganze Zusammenhang der hier so wunderbar sich kreuzenden Fäden noch nicht vollkommen klar, so konnte ihm doch kein Zweifel darüber bleiben, daß die Gräfin hier im Verein mit dem Herrn von Pirch irgend einen Plan verfolgt habe und daß der Zweck dieses Plans gewesen sein müßte, ihn selbst von Marie zu trennen.

Auf seine angstvollen Fragen nach dem Fräulein von Görne erwiderte ihm Vincenti, daß er gehört habe, das Fräulein befinde sich auf Verwendung des Großkanzlers

noch aus königlicher Gnade in der Wohnung des Ministers, und kaum hatte er dies erfahren, als er sich sogleich aufmachte, um unter so ganz anderen Verhältnissen, als er sie geträumt hatte, den Weg nach dem Hause aufzusuchen, an das sich seine süßesten Erinnerungen und zugleich auch seine schönsten Hoffnungen knüpften; denn trotz allem, was geschehen sein mochte, war er fest entschlossen, von Marie nicht zu lassen, für sie dem Urteil der ganzen Welt zu trotzen und ihr alles zu ersetzen, was sie verloren hatte oder noch verlieren mochte.

Zitternd durchmaß er den wohlbekannten Weg und in unwillkürlicher Scheu verkürzte er zögernd seine Schritte, als er sich dem Hause nahte, das er unter so ganz anderen Verhältnissen wiederzusehen gehofft hatte. Einige Schritte vor dem großen Eingangsthor fühlte er plötzlich seinen Arm leise berührt. Aufblickend erkannte er Herrn Art, der, sich scheu umblickend, ihn mit trauriger Miene begrüßte.

Der früher so mächtige und einflußreiche Sekretär des Ministers arbeitete nun als einfacher Rechnungsschreiber gleich den übrigen Unterbeamten in den Bureaux der Seehandlung.

Der Großkanzler hatte kein Zeugnis von ihm gegen seinen früheren Chef verlangt und hatte ihm eine seinem Dienstalter entsprechende Stellung angewiesen, aber alle seine Kollegen hielten sich scheu von ihm zurück, und er fühlte sich, ganz abgesehen von der persönlichen Anhänglichkeit gegen seinen früheren Chef, tief unglücklich, denn

es hat ja jede Lebenssphäre ihren Ehrgeiz, und der Ehrgeiz des bisher so mächtigen Geheimsekretärs war in der That durch seine Zurückstellung in den Kreis der gewöhnlichen Bureauarbeiter ins tiefste Herz getroffen.

„Herr Axt," rief Ignaz, „welch entsetzliche Kunde habe ich vernommen? Wie ist das möglich gewesen? Was ist geschehen?"

„O, Herr Graf," sagte Axt leise, indem er immer ängstlicher sich umsah, „der Himmel führt Sie hieher und läßt mich Ihnen begegnen, Sie allein können retten, wenn noch Rettung möglich ist. Sie kennen ja, ich weiß es, die großen, gewaltigen Pläne meines armen Herrn, die er vor mir sogar niemals ausgesprochen hat, die ich aber wohl ahnen konnte, wie ja ein treuer Diener immer ahnen muß, was seinen Herrn beschäftigt und bewegt, Sie können ihn reinigen von dem Verdacht niedrigen und sträflichen Eigennutzes, der auf ihm ruht und den er, so wahr Gott im Himmel lebt, nicht verdient. Man hat ihn bei dem König angeklagt, und niemand ist da, der für ihn sprechen kann und für ihn sprechen mag, zeugt doch der Schein wider ihn! Sie aber, Herr Graf, Sie können ihn retten, ihn und sein Haus und das arme Fräulein, das todkrank dort drinnen liegt vor Gram und Kummer!"

„Todkrank? — Marie? — O mein Gott," rief Ignaz, „was kann ich thun!?"

„Nur eines," erwiderte Axt; „die Anklage da entkräften, wo sie erhoben worden ist, bei dem Könige

Zeugnis ablegen für Herrn von Görne und dort den Beweis geben, daß er unfähig war, seine Hände zu beflecken um des elenden Goldes willen, das er so sehr verachtete."

„Und Marie," rief Ignaz außer sich, „wo ist sie? Wie kann ich sie sehen?"

„Dort im Hause," erwiderte Axt, „in ihrer alten Wohnung finden Sie das Fräulein von Görne. Ob Sie sie sehen können, Herr Graf, das bezweifle ich, sie sei sehr krank, sagt man, und liege in Fieberphantasien."

„Gleichviel, gleichviel, ich muß sie sehen! Wer wollte es wagen, mich von ihr zurückzuhalten, von ihr, die mir gehört jetzt mehr als jemals, die niemand anders hat auf der Welt, um sie zu schützen und zu retten?"

„Der Himmel lohne es Ihnen, Herr Graf, was Sie da thun wollen; die Freunde im Unglück sind selten. Leben Sie wohl, man darf mich nicht mit Ihnen sehen, ich bin gewiß, daß man mich beobachtet. Leben Sie wohl, ich komme vielleicht einmal unter dem Schutz der Dunkelheit in Ihr Hotel, um zu sehen, was Sie haben thun können."

Schnell verschwand er, über die Straße hingleitend, an der nächsten Straßenecke. Graf Ignaz blickte ihm kaum nach, seine Seele war nur von einer Sehnsucht erfüllt. Er lief zu dem Eingange der Wohnung des Ministers hin. Das große Thor war geschlossen. Er zog die neben demselben befindliche Glocke. Unheimlich hallte der helle Klang durch das verödete Haus.

Erst als er nach einiger Zeit ungeduldig zum zweitenmal die Glocke zog, öffnete ein alter Schließer das Thor und sah erstaunt den Fremden an, der in unruhiger Hast nach dem Fräulein von Görne fragte.

„Das gnädige Fräulein ist krank, sehr krank,“ antwortete er mit traurigem Kopfschütteln, „und ist nicht im stande, Besuche zu empfangen, wozu sie wohl auch keine Neigung haben würde, wenn sie gesund wäre.“

„Aber ich muß sie sehen,“ rief Ignaz, indem er den nur halb geöffneten Thürflügel zurückstieß und in das Portal trat, „ich muß sie sehen!“

Der Alte sah ihn noch mehr verwundert an und schien ihn zurückhalten zu wollen. „Ah,“ sagte er dann, „Sie sind wohl der neue Doktor, von dem der Herr Großkanzler neulich sprach und der seine Kunst an dem armen Fräulein versuchen soll?“

„Ja, ja!“ rief Ignaz ungeduldig. „Bemüht Euch nicht, ich kenne den Weg.“ Er ließ den Alten stehen, der ihm kopfschüttelnd nachblickte, und eilte die ihm so wohl bekannte Treppe hinauf.

Oede und leer waren die Korridore, auf denen sonst die Lakaien zum Empfange der Fremden bereit standen. Ignaz öffnete die Thür, durchschritt einige Empfangssäle, in welchen die Möbel wie in einem Verkaufslokal zusammengestellt waren, und kam endlich in Mariens Salon, in welchem auf die rücksichtsvolle Anordnung des Großkanzlers hin nichts geändert war.

Die Sonne schien wie sonst durch die großen Fensterthüren des Altans herein, aber draußen herrschte nicht mehr die traulich grüne Dämmerung, nur wenige gelbe Blätter hingen noch an den Zweigen der großen Bäume, welche der Herbstwind hin und her schüttelte, um sie bald auch ihres letzten Schmuckes zu berauben, der noch an den Sommer erinnerte. Die Thür nach Mariens Schlafzimmer stand offen.

Bei den laut hallenden, hastigen Schritten des Grafen trat die alte Kammerfrau auf die Schwelle. Sie erschrak bei dem Anblick des Fremden und sagte, indem sie die Hände abwehrend ausstreckte: „Das Fräulein schläft; der Herr Großkanzler hat ja doch verboten, hier einzutreten."

Ignaz achtete nicht auf die Einsprache der erschreckten Frau. Er schob sie fast heftig zur Seite und trat in das Schlafzimmer, dessen Fenster durch blaue Vorhänge verhüllt waren. Er blieb an der Schwelle stehen. Einen Augenblick mußte sein Auge sich an die Dunkelheit gewöhnen, dann sah er auf dem weißen Lager Mariens zarte Gestalt, mit dem eingefallenen, durchsichtig blassen Gesicht und den geschlossenen Augen, einer Leiche ähnlich, daliegen.

Ein Schauer durchzitterte seine Glieder. Er blieb stehen und faltete die Hände. Der ernste, feste Mann mochte sich kaum erinnern, jemals geweint zu haben, jetzt aber rannen heiße Thränen über seine Wangen herab und ein schluchzender Ton klang aus seiner Brust hervor.

„O mein Herr," sagte die Kammerfrau, „Sie sind wohl ein Verwandter, ein Freund? O, nicht wahr, das ist traurig, sehr traurig? Bis jetzt ist noch niemand gekommen, nach dem armen Fräulein zu sehen, und kaum weiß man ja, ob man den Himmel anrufen soll, sie zu retten, denn welch ein Jammer erwartet sie, wenn sie wieder zum Bewußtsein erwacht!"

Ignaz drückte fast zärtlich die Hand der Alten, die er nie vorher gesehen, ihre treue, innige Teilnahme für Marie machte ihm die Fremde zu einer Freundin.

„Wir werden sie retten," sagte er, „retten zu einem neuen, glücklichen Leben."

Langsam, aber sicheren Schrittes, die Augen fest auf die Kranke gerichtet, näherte er sich dem Lager.

„Ignazy, Ignazy!" rief der Papagei laut, indem er freudig mit den Flügeln schlug.

Mochte er nun den Grafen von seinem früheren Besuch her wiedererkennen oder nur mit dem wunderbaren Instinkt der Tiere es empfinden, daß derselbe ein Freund seiner Herrin sei: immer lauter wiederholte er seine Rufe, als Ignaz ganz nahe zu dem Bett herantrat und Mariens Hand ergriff.

Die Augenlider der Kranken zuckten, ihre Lippen bewegten sich leise, als ob sie den Namen wiederholen wollten, der in ihre Träume hineinklang. Höher hob sich ihre Brust. Endlich schlug sie die Augen auf. Ein wunderbares Verständnis leuchtete aus ihren Blicken, als sie den

Grafen vor sich sah, der sich über sie beugte und in einem Ton voll unendlicher Liebe sagte: „Marie, meine einziggeliebte Marie! Fürchte nichts, ich bin bei Dir!“

„Ignaz, mein Ignaz!“ rief sie, seine Hand fester in die ihre drückend; „ich wußte es ja, daß Du kommen würdest — ich wußte es ja, daß Du mein Feind nicht sein, daß Du mich nicht verraten konntest — o, sage es mir, daß es eine Lüge war, als jene Frau mit den drohend flammenden Augen, die noch immer in mein Herz hereinbrennen, mir sagte, daß Du nur ein Spiel mit mir getrieben hättest, daß sie es sei, der Dein Herz gehöre — sage es mir, Ignaz, daß mein armer Oheim sich irrte, als er Dich für schuldig hielt an seinem Unglück — daß Du nicht der Ankläger gewesen seiest, der ihn ins Unglück gestürzt!“

Das Gesicht des Grafen zuckte vor Zorn und Schmerz bei diesen im Ton rührender Bitte gesprochenen Worten. Er kniete neben dem Bett nieder, drückte die Lippen auf Mariens Hand und sprach mit tiefer, volltönender Stimme: „Ja, meine Geliebte, es war eine Lüge, durch welche tückische Arglist Deine Seele vergiften wollte! Es war ein unglückseliger Irrtum, der Deinen Oheim glauben ließ, ich könne sein Feind, sein Ankläger sein. Ich schwöre Dir bei des Erlösers heiligem Namen, daß ich Dich allein auf Erden liebe, daß kein anderes Bild neben dem Deinen Platz findet in meinem Herzen, ich schwöre Dir, daß Dein Oheim keinen treueren Freund hat auf Erden als mich

und daß nie ein Wort des Verrats oder der Anklage über meine Lippen gekommen ist, so wahr ich auf des Himmels Gnade hoffe in der Zeit und in der Ewigkeit!"

„Ich glaube Dir, mein teurer Freund," rief Marie, „ich glaube Dir! Verzeih mir, daß ich einen Augenblick nur zweifeln konnte; meine Seele war gebrochen von dem ungeheuren Unglück, das so plötzlich wie der Strahl des Wetters auf mich niedergeschmettert war, aber nun muß ja alles wieder gut werden. Nun Du da bist, nun bin ich nicht mehr allein mit meinem Jammer und den immer neu wieder aus der Nacht emporringelnden Schlangen des Zweifels."

Sie machte eine Bewegung, um sich aufzurichten. Sie vermochte es nicht. Ignaz legte den Arm um ihre Schulter und zog sie zu sich empor. In glückseligem Lächeln lehnte sie ihr Haupt an seine Brust.

„Gott sei's gedankt," sagte die Kammerfrau mit gefalteten Händen unter strömenden Thränen, „das Fräulein hat ihren klaren Sinn wieder! Jetzt verstehe ich, was sie gemeint hat in ihren verwirrten Reden. O, wie tückisch war es von jener Frau von Worrinska, die Arme so zu kränken und so böse Saat in ihr Herz zu streuen! Und sie schien so gut und freundlich; aber es hat mir immer Angst gemacht, es war, als ob ein böser Geist aus ihren feurigen Augen herausschaute."

„Ja," sagte Ignaz, indem er leise wie ein Hauch Mariens Stirn mit seinen Lippen berührte, „eine böse

Saat war es, die hier ausgestreut wurde, eine Saat der Hölle! Aber jetzt bin ich da, und der Gott des Lichts möge mir die Kraft geben, die giftige Aussaat zu vernichten."

Einen Augenblick noch ruhte Marie ruhig atmend mit glücklichem Lächeln an seiner Brust, dann sagte die Kammerfrau: „O mein Herr — verzeihen Sie, wenn ich Ihnen nicht den rechten Namen und Titel gebe! — ich glaube nicht, daß es möglich ist, diese Unterredung länger fortzusetzen, das Fräulein ist ohnehin schon so sehr erregt gewesen, es möchte zu viel für ihre schwachen Kräfte werden."

„O nein, nein, mein Ignaz," sagte Marie leise mit fast ersterbender Stimme, „bleibe bei mir — das Leben strömt von Dir aus — an Deiner Brust werde ich genesen."

„Diese Frau hat recht, meine Geliebte," sagte Ignaz, „ich habe Dich wiedergesehen, ich weiß, daß Du mich noch liebst, ich habe das teuflische Werk der Hinterlist, die uns von einander reißen wollte, zerstört — laß mich jetzt gehen, ich habe eine heilige Pflicht zu erfüllen, um auch Deinen Oheim zu retten."

„Mein Oheim? Ja, ja, mein Oheim!" sagte Marie, wie in ihren Erinnerungen suchend, „jetzt fällt es mir wieder ein! Er ist so unglücklich, der König ist ihm ungnädig."

„Unsere Feinde haben ihn geschlagen, um uns zu treffen," fiel Ignaz ein; „sei ruhig, meine Geliebte, ich allein kann

ihn retten und ich werde thun, was in meiner Macht steht."

„O, rette ihn, mein Ignaz, rette ihn!" rief Marie, „er kann ja nicht schuldig sein, er, der so gut und so edel war, und dann," fügte sie mit zitternder Stimme hinzu, indem helle Glut ihr Gesicht färbte, „noch eins! Versprich mir — der arme Ernst, Du weißt es wohl, mein Jugendgespiele, o, ich fürchte so sehr, daß er Deinen Weg kreuzen möchte, ich bitte Dich, schone ihn um meinetwillen! Er wird seine Verirrung vergessen, er wird das Glück finden, das ich aus ganzer Seele für ihn vom Himmel erflehe."

Ignaz berührte ihre Stirn mit seinen Lippen und sagte sanft und innig: „Fürchte nichts, von meiner Hand wird ihm nichts Böses geschehen, selbst wenn er mich zwingen sollte, mit ihm um der Ehre willen die Waffen zu kreuzen, ich schwöre Dir, daß er mir heilig und unverletzlich sein soll, wie Du es selbst mir bist. Jetzt lebe wohl! Ich kehre zu Dir zurück, wenn ich Dir Botschaft zu bringen habe, Gott gebe, daß es mir gelingen möge, Deinen Oheim zu retten; aber was auch kommen möge, das Schlimmste haben wir überwunden, die Liebe hat gesiegt, wir haben uns wiedergefunden im Glauben und Vertrauen. Lebe wohl und träume von mir!"

Er legte sie sanft in die Kissen zurück. Noch einmal blickte sie lächelnd zu ihm auf; dann fielen erschöpft ihre Augen zu, ihre Kräfte waren ermattet, sie versank wieder in den Halbschlummer, aus dem er sie geweckt hatte; aber

selige Ruhe lag auf ihrem Gesicht; ihre sonst so schwer arbeitende Brust atmete leise und kaum merkbar.

„Sorgen Sie für das Fräulein,“ sagte Ignaz, indem er der alten Kammerfrau die Hand reichte, welche diese schluchzend ehrerbietig küßte.

Noch einen langen Blick warf er auf die schlummernde Kranke, dann wendete er sich um und ging schnell festen Schrittes hinaus. Dem Portier unten an der Thür des Hotels drückte er ein Goldstück in die Hand und kehrte dann nach dem Gasthof des Herrn Vincenti zurück.

Zagend und bangend war er gekommen, stolz und mutig kehrte er heim. Jetzt galt es den Kampf gegen das Schicksal, und klar stand vor ihm, was er zu thun hatte. Er schrieb einen kurzen Brief an den dienstthuenden Flügeladjutanten und bat den König um eine Audienz, da er Seiner Majestät in hochwichtigen Angelegenheiten eine dringende und eilige Mitteilung zu machen habe.

Schon am späten Abend desselben Tages erhielt er die Mitteilung, daß der König ihn am nächsten Vormittage in Sanssouci empfangen werde, und bis tief in die Nacht hinein ging er dann noch in den einsamen Straßen von Berlin hin und her, aufblickend zu den Sternen, welche einst hier seinem jungen Glück geleuchtet hatten und welche er jetzt schmerzvoll fragte, ob ihr lichter Glanz die drohend heraufsteigende Wetterwolke überwinden werde.

Dreißigstes Kapitel.

Suum cuique.

Der König Friedrich II. war allein in seinem Arbeitszimmer in Sanssouci; er saß vor seinem Schreibtisch und las eifrig den Bericht, welchen der Großkanzler Freiherr von Fürst ihm über die Amts- und Rechnungsführung des Staatsministers von Görne erstattet hatte und welcher von zahlreichen Aktenstücken und Rechnungen begleitet war, welche der König ebenfalls eifrig studirte, so oft er an eine Stelle des Berichts kam, welche durch die Beilagen ergänzt und erläutert werden sollte. Er hatte an diesem Morgen nur den kurzen Rapport des Generaladjutanten entgegengenommen, ohne die Kabinetsräte zu empfangen, so sehr interessirte ihn diese Angelegenheit, in welcher er sich nichts vortragen lassen, sondern alles selbst lesen und prüfen wollte.

Endlich fuhr er mit der Hand über seine vom langen Lesen ermüdeten Augen, dann stand er auf und trat zu

der Thür nach der Terrasse hin, wo die ersten Boten des erwachenden Frühlings ihre Häupter erhoben.

„Welch ein Abgrund von Rätseln, von unerklärbaren Schlechtigkeiten," sagte er mehr traurig als zornig, „warum kann man denn niemals zu dem Vertrauen kommen, das doch für die Ruhe der Seele so notwendig ist und ohne das der Erfüllung der Regentenpflicht jeder freudige Aufschwung genommen wird? Zu den Tieren kann ich Vertrauen haben, sie sind dankbar, sie lieben mich, sie zeigen sich, wie sie sind. Warum muß ich immer den Menschen mißtrauen, die doch nach gleichem Gesetz geschaffen sind wie ich? Den Glauben an mich selbst muß ich fast verlieren, fast muß ich glauben, daß auch ich nicht anders handeln würde, wenn ich in ihrer Lage wäre. Es wäre ja anmaßend, zu denken, daß ich allein eine Ausnahme bilden sollte von der Regel des Menschengeschlechts, das so hochmütig sich für die Könige der Schöpfung erklärt. — Traurig — traurig — traurig! — Wie müde muß man nicht der Herrschaft werden, durch die es immer nur so wenig gelingt, das Volk zufrieden zu machen, und für die man so wenig Werkzeuge zu finden vermag. Doch nein, nein — ich darf nicht undankbar sein!" fuhr er dann fort, indem seine großen blauen Augen hell zum Himmel aufleuchteten. „Habe ich nicht dennoch der Werkzeuge genug gefunden für die Erfüllung meiner Pflicht im Kriege und im Frieden in meinem Winterfeld, meinem Seydlitz, meinem Ziethen und an Cocceji, Fürst und Herzberg und noch so vielen

anderen, die sich alle treu bewährten. Nein, nein, ich darf nicht undankbar sein gegen sie alle, wenn einer untreu wurde, und doch schmerzt mich die Untreue tief. Ich habe ihn hervorgezogen, weil ich seinen scharfen und klaren Geist erkannte — ich hielt ihn für einen braven Mann, für einen tadellosen Kavalier, und nun muß er so tief fallen um des elenden Geldes willen; er war nicht arm, keine Not hat ihn gedrückt, nur die Habgier allein, dieses traurigste aller Laster. Die Thatsachen sprechen zu deutlich, als daß es möglich wäre, einen Zweifel zu hegen, und es ist noch trauriger als der Verlust an Geld, den die Veruntreuungen mich kosten, daß die Ausführung der großen Pläne, die ich an das Institut der Seehandlung knüpfte, verhindert oder doch auf lange hinausgeschoben ist. Ich möchte es so gern nicht glauben, wenn ich mich an den Görne erinnere, auf den ich so viele Hoffnungen setzte, und doch, es ist die Wahrheit, die unumstößliche, traurige Wahrheit, ich wollte lieber, er hätte gespielt, eine falsche Spekulation gemacht oder einen dummen Streich, als daß er so kaltblütig und ruhig mir und dem Wohlstand des Landes so große Summen entfremdet. Was bedeutet das," fuhr der König fort, indem er sinnend auf und nieder ging, „daß er dem Fürst jede weitere Erklärung verweigert hat und nur mir persönlich antworten will über die Gründe seiner Veruntreuung? Was kann er zu sagen haben? Nichts, nichts — er denkt mich bei der weichen Seite, bei der Erinnerung zu fassen — er meint, von

Angesicht zu Angesicht würde ich Gnade walten lassen — er hat kein Recht darauf, ich will ihn nicht sehen — hat er etwas zu seiner Entschuldigung vorzubringen, so mag er's beim Kanzler thun."

Der König klingelte. „Ist der Großkanzler von Fürst und der Polizeipräsident Philippi da?"

„Zu Befehl, Majestät."

„Sie sollen kommen!"

Der Großkanzler und der Polizeipräsident erschienen.

Der König befragte beide nochmals ganz ausführlich über die Verhöre, welche mit dem verhafteten Minister von Görne und dem Serra vorgenommen waren.

Die klaren und bestimmten Antworten stimmten mit dem Bericht, den der König soeben gelesen, überein oder ergänzten denselben in Punkten, für die der König noch weitere Aufklärung wünschte.

Während dieses Vortrages meldete sich der Flügeladjutant vom Dienst, der allein das Recht hatte, jederzeit beim König zu erscheinen, wenn eine notwendige dienstliche Angelegenheit das erheischte.

„Was gibt's?" fragte der König, unwillig über die Störung. „Ich bin nicht geneigt, mich unterbrechen zu lassen!"

„Ich würde nicht gewagt haben, Eure Majestät zu stören," erwiderte der Adjutant, „wenn ich nicht überzeugt wäre, daß eine dringende und vielleicht wichtige Angelegenheit vorläge."

„Nun, und was ist's?" fragte der König freundlicher, aber noch immer ungeduldig.

„Der Vizemarschall von Lithauen," erwiderte der Adjutant, „Graf Ignaz Potocky, ist angefahren und bittet in einer Angelegenheit, die er für außerordentlich dringend und für Eure Majestät selbst wichtig hält, um die Gnade einer Audienz."

„Was sagt Er da?" fragte Friedrich. „Der Vizemarschall von Lithauen? Das ist der Bruder des Großfeldherrn?"

„Zu Befehl, Majestät!"

„Ich erinnere mich, ihn einmal gesehen zu haben — vor einem Jahr war er hier — ich habe ihn bei der Tafel gehabt — ein geistvoller Mann, der mir gut gefallen hat."

„Seine Erscheinung, Majestät, ist ungemein ansprechend," erwiderte der Adjutant, „doch schien er mir sehr bewegt, als ob ein außerordentliches Ereignis ihn in Aufregung versetzt habe."

Der König blickte vor sich nieder, dann traf sein flammender Blick den Polizeipräsidenten.

„Weiß Er, daß der Potocky hier ist?" fragte er.

„Zu Befehl, Majestät!" erwiderte Philippi ruhig. „Er ist im Vincentischen Gasthof abgestiegen."

„So, so, Er weiß das also? Nun, und was treibt der Vizemarschall hier?"

„Was der eigentliche Zweck seines Hierseins ist, weiß ich nicht, Majestät, da ich kein Recht habe, einen Würden-

träger der Republik Polen zu belästigen oder auszufragen — doch was er thut, darüber kann ich Eurer Majestät berichten. Er hat einen langen Besuch in der Wohnung des verhafteten Ministers von Görne gemacht und hat dort mit der Nichte desselben verkehrt. Ich bin dadurch auf ihn aufmerksam gemacht worden — ich wußte nicht, wer er war, da er unter anderem Namen angekommen war. Nach seiner Rückkehr von seinem Besuch bei Fräulein von Görne hat er sich in dem Gasthof unter seinem wahren Namen eingeschrieben und das Inkognito abgeworfen."

„So, so?" sagte der König. „Bei der Görne ist er gewesen — mich dünkt, daß ich einmal so etwas gehört habe von des Görne Absichten, sie mit einem polnischen Magnaten zu verbinden; ich weiß nicht mehr, wer mir davon erzählt hat — ja, ja, er war es, dieser Teufel von Pirch. So, so; sollte da vielleicht der Schlüssel zu den unerklärlichen Veruntreuungen des Görne zu finden sein? Gleichviel, wir werden sehen. Ich kann dem Herrn Vizemarschall die so dringend erbetene Audienz kaum verweigern, er soll kommen! Ihr Herren wartet draußen, ich werde eurer vielleicht noch bedürfen."

Der Großkanzler und der Polizeipräsident zogen sich zurück. Der König steckte den Degen an, und kurze Zeit darauf führte der Flügeladjutant den Grafen Ignaz Potocky ein.

Der Graf trug ein reiches, polnisches Magnatenkostüm mit dem großen Bande und dem Stern des St. Stanislausordens.

Friedrich berührte in Erwiderung der tiefen Verbeugung leicht seinen Hut und sagte mit der verbindlichen Artigkeit, welche er vornehmen Fremden gegenüber so vortrefflich mit seiner königlichen Würde zu vereinigen wußte: „Es freut mich, mein lieber Graf, Sie wieder in Berlin zu sehen, und ich bin begierig, zu erfahren, worin ich einem so ausgezeichneten Diener der Republik Polen und meines Freundes, des Königs Stanislaus August, gefällig sein kann.“

„Ich habe Eure Majestät um Verzeihung zu bitten,“ erwiderte Graf Ignaz mit bewegter Stimme, „daß ich es gewagt habe, so dringend Gehör zu verlangen — ich weiß, daß jeder Augenblick den Pflichten Ihres erhabenen Amtes gehört, und ich würde für mich niemals einen solchen kostbaren Augenblick in Anspruch zu nehmen die Kühnheit gehabt haben, aber es handelt sich um Gerechtigkeit gegen einen Ihrer Unterthanen, den besten und treuesten vielleicht von allen.“

Friedrichs Gesicht verdüsterte sich, ein Blitz flammte in seinen Augen auf und stolz versetzte er: „Mit meinem Wissen, Herr Graf, ist noch nie einem meiner Unterthanen Gerechtigkeit versagt worden.“

„Versagt?“ erwiderte der Graf. „Eure Majestät weiß wohl Gerechtigkeit nicht zu versagen, aber um Gerechtigkeit zu üben, dazu gehört auch das Wissen, das volle Wissen aller Thatsachen und Absichten, und darum bin ich gekommen, um einen edlen Mann zu retten durch mein Zeugnis.“

Des Königs Blick haftete fragend auf dem Grafen.

„Ich meine," fuhr dieser fort, „den Staatsminister von Görne, welcher, wie ich soeben zu meinem Schmerz und Schrecken vernommen, wegen schwerer Verbrechen angeklagt und verhaftet ist."

„So ist es, mein Herr Graf," erwiderte der König, „und ich muß gestehen, daß ich kaum begreife, was Sie zu Gunsten eines Mannes zu sagen haben können, der in so grober Weise seine Pflichten als Diener des Staats und als Edelmann verletzt hat. Da Sie von seiner Verhaftung wissen, so wird es Ihnen bekannt sein, und wenn nicht, so mögen Sie es jetzt erfahren, daß der Minister von Görne angeklagt, ja nach dem mir vorliegenden Aktenstück so gut wie überführt ist, öffentliche Gelder des Staates unterschlagen und zu persönlichen Ankäufen von großem Grundbesitz in Polen, in Ihrem Vaterlande, mein Herr, verwendet zu haben, ohne mein Wissen und gegen meinen ausdrücklichen Befehl. Ich frage Sie als Edelmann und als Diener Ihres Königs und Ihres Vaterlandes, wie nennen Sie ein solches Verfahren, wo wollen Sie ein Wort der Entschuldigung dafür finden?"

Graf Potocky wurde totenbleich. „So ist es also wahr, Majestät, wirklich wahr, daß Eure Majestät von diesen Geschäften und Verwendungen des Herrn von Görne nicht unterrichtet war?"

Ein furchtbarer Zorn loderte in des Königs Augen auf. „Ich?" sagte er, „ich davon unterrichtet? Halten

Sie mich für den Mitschuldigen eines räuberischen Ministers? Wir leben nicht am französischen Hofe, mein Herr, und ich muß sonderbare Meinungen fassen über die Zustände in Ihrem Vaterlande, wenn ein solcher Gedanke in dem Kopfe eines polnischen Magnaten entstehen kann."

Potocky schien von dem Zorn des Königs unberührt, traurig senkte er das Haupt, dann aber sah er Friedrich groß an und sagte: „Wie groß, wie bewunderungswürdig groß ist jener Mann, der seine Ehre und vielleicht sein Leben einsetzt für seinen König!"

Diese Worte waren so unerwartet und überraschend, daß Friedrich den Kopf schüttelte, als ob er an dem Verstand des Grafen zweifeln müsse. „Nun, mein Herr," sagte er dann, „Ihr Urteil über den Minister von Görne klingt so wunderbar, nachdem Sie erfahren, wessen er angeklagt ist, daß ich in der That eine Erklärung begehre."

„Diese Erklärung," erwiderte der Graf, „kann ich Eurer Majestät geben, besser vielleicht als irgend ein anderer, und ich bitte Eure Majestät, zu erlauben, daß ich, noch ehe ich spreche, die Versicherung der Wahrheit alles dessen, was ich Eurer Majestät sagen werde, auf mein Ehrenwort als Edelmann nehme. Jeder Pole wird Eurer Majestät bestätigen können, daß der Graf Ignaz Potocky noch nie sein Wort gebrochen, noch nie eine feige Lüge auf sich geladen hat."

Der König neigte das Haupt, indem seine Blicke wohlwollend auf dem schönen, edlen Gesicht des Grafen ruhten.

„Dann, Majestät,“ fuhr dieser fort, „habe ich noch eine Bitte. Bei dem, was ich Ihnen sagen werde, handelt es sich um die Freiheit, die Existenz, vielleicht das Leben von vielen meiner Landsleute und Freunde, es handelt sich um das Wohl und die Zukunft meines Vaterlandes Ich bitte Eure Majestät daher, alles, was ich sage, als Geheimnis zu bewahren.“

„Es sei,“ sagte der König, „sprechen Sie, Ihr Vertrauen soll nicht getäuscht werden.“

„Nun denn,“ rief Potocky, „Eure Majestät kennen die Lage meines Vaterlandes, Eure Majestät wissen, daß der König Stanislaus August nur ein Spielball ist in den Händen der russischen Macht, ein Vasall dieser Katharina, die ihn zum König gemacht und die ihn als eine Schattengestalt so lange auf seinem Thron erhält, bis die Frucht reif sein wird, bis mein armes, erschöpftes Vaterland ganz der russischen Botmäßigkeit verfallen wird.“

„Und wessen Schuld ist das?“ fragte der König streng mit flammenden Blicken, „ist es nicht die Schuld Ihres eigenen Reichstages, der seinen König ohnmächtig macht, der ihn seiner Nation entfremdet und ihm die Mittel nimmt, Polen mächtig und selbständig zu machen, der ihn zwingt, für sein Scheinkönigtum, das er freilich lieber von sich werfen sollte, eine Stütze im Auslande zu suchen. Ist es nicht die Schuld Ihrer großen Herren, die lieber vor der Kaiserin Katharina kriechen, als ihrem Könige zum Wohl ihres Vaterlandes unterthänig sein wollen. Sie

sehen, Herr Graf, daß ich aufrichtig bin, und mögen in dieser Aufrichtigkeit einen Beweis meiner Achtung erkennen. Würde das alles nicht anders sein," fuhr er fort, „wenn Sie einen wahren, wirklich erblichen König hätten, der durch sein Blut, durch die Sorge für die Zukunft seines Hauses mit dem Volke verbunden wäre, der in sich die Kraft seiner ganzen Nation vereinigte und Polen zu dem machen könnte, was es in dem Haushalt Europas zu sein bestimmt ist: eine starke Scheidewand zwischen dem Westen und Osten, ein Bollwerk gegen die asiatische Invasion für die europäische Kultur."

„Alles, was Eure Majestät sagen, ist wahr, aber Eure Majestät mögen überzeugt sein, daß es auch in meinem Vaterlande Männer genug gibt, welche diese Wahrheit begreifen, welche ernstlich sinnen und streben, es zu retten durch einen wirklichen, wahren König, der im stande ist, es zu organisiren, es stark zu machen und frei von der rohen russischen Macht. Der König Stanislaus kann das nicht sein, der Günstling Katharinas kann niemals der Herrscher werden, dem die Polen achtungsvollen Gehorsam und freudige Hingebung entgegenbringen. Nicht einer gegen ihn persönlich gerichteten Revolution soll er weichen, sondern einem neuen Prinzip, das an die Stelle der bisherigen Staatsform tritt, einem Prinzip des selbständigen, mächtigen, unabhängigen Königtums."

„Ah, mein Herr," sagte der König erstaunt, indem seine Miene zeigte, wie großes Interesse die Worte des

Grafen bei ihm erregten, „daran denken Sie? Der Gedanke mag vielleicht gut sein, aber wie wollen Sie ihn ausführen? Wie es mir scheint, ist es zu spät dafür; vor fünfzig Jahren vielleicht wäre das möglich gewesen, jetzt ist Polen zu tief herabgesunken in Ohnmacht und russische Botmäßigkeit.“

„Leider haben Eure Majestät auch darin recht,“ erwiderte Potocky; „leider ist es nicht mehr möglich, durch des Volkes eigene Kraft seine Befreiung zu erringen, wohl aber ist es möglich, das Volk zu erwecken, es zu erziehen und erstarken zu lassen, durch einen mächtigen König, dessen Arm gewaltig genug ist, ihm Schutz nach außen und festes Gefüge im Innern zu sichern.“

„Und wo wollen Sie den finden?“ fragte Friedrich. „Ich kenne Ihre großen Herren. Sie werden es begreiflich finden, daß ich als Nachbar die Verhältnisse dort ein wenig scharf beobachte — ich kenne keinen, der zu solchem Werk fähig wäre, und wenn ich an Sichselbst denken wollte, mein Herr Graf, der Sie die Verhältnisse Ihres Vaterlandes so klar durchschaut,“ fügte er mit verbindlicher Artigkeit hinzu, „so muß ich doch sagen, daß ich nirgends die stützenden Werkzeuge sehe, welche Ihnen bei einem solchem Werke zu Gebote stehen könnten.“

„O mein Gott, Majestät!“ rief Graf Potocky. „Nicht an mich habe ich gedacht, bei Gott, nicht an mich! Ich nehme für mich nichts anderes in Anspruch, als der eifrigste, ergebenste und treueste Diener des Fürsten zu sein, in

dessen Hände mein Vaterland vertrauensvoll seine Zukunft legen kann, und dieser Fürst, dieser Retter des unglücklichen Polens, dieser Begründer des künftigen Schiedsrichteramtes zwischen dem Osten und dem Westen, dieser Fürst kann kein anderer sein als der Herrscher, vor dessen Schwert Europa zittert, vor dessen Gerechtigkeit die Völker sich beugen, zu dessen Weisheit sie bewundernd aufblicken — kein anderer als der große König Friedrich von Preußen!"

Der König stützte sich mit beiden Händen auf seinen Krückstock und sah den Grafen eine Zeitlang voll grenzenlosen Erstaunens an.

„Ich, mein Herr?" fragte er dann. „Ich? Eine solche Idee hat in Ihrem Kopf entstehen können? Mir wollen Sie zutrauen, das Beispiel jenes sächsischen August nachzuahmen, der fast an seiner polnischen Krone zu Grunde gegangen wäre?"

„Sachsen ist nicht Preußen, Majestät," erwiderte Potocky, „und August war nicht Friedrich der Große — ein König von Preußen, der Herr eines starken, wehrkräftigen Volkes, wird auch ein mächtiger König von Polen sein, stark genug, die riesengewaltige Aufgabe zu erfüllen, die ihm dort entgegentritt."

Der König lächelte fast mitleidig.

„Das ist eine neue Art von Schmeichelei, mein Herr Graf," sagte er, „die vielleicht auf einen König von zwanzig Jahren ihre Wirkung ausüben könnte. Sie vergessen, daß Sie mit einem Greise sprechen, der mit einem Fuß

im Grabe steht und sich oft recht herzlich darnach sehnt, sein müdes Haupt zur Ruhe zu legen."

„Herrscher wie Eure Majestät altern nicht," erwiderte Potocky; „sie vollenden in einem Augenblick, was sonst die Weltgeschichte in Jahrhunderten zeitigt, und der Geist und die Kraft Eurer Majestät werden in dem preußischen Volk und in Ihrem Nachfolger lebendig bleiben. Ein König von Preußen auf dem Thron Polens wird des polnischen Volkes Kraft sich gehorsam zu machen und anzuspannen wissen, er wird mit seines Degens Spitze die russischen Gelüste von seinen Grenzen zurückscheuchen."

Der König lächelte immer noch. „Sonderbare Schwärmerei!" sagte er; „doch ich danke Ihnen für Ihre Meinung. Allein wir sind da in Phantasien hineingekommen, die uns weitab geführt haben von dem Beginn unseres Gesprächs."

„Wir sind nicht weit davon entfernt," erwiderte Potocky. „Was ich Eurer Majestät zu sagen die Ehre hatte, ist keine Phantasie, es ist ein vollständig durchdachter, für die Ausführung sorgfältig vorbereiteter Plan."

„Was sagen Sie da?" fragte Friedrich. „Gibt es wirklich außer Ihnen noch Personen, die sich mit solchen Gedanken tragen, die dieselben für möglich halten?"

„Es ist davon gesprochen worden —"

„Das ist in der That neu," fuhr Friedrich lachend, aber mit sichtlich erkennbarem Unmut fort, „daß man über einen König debattirt, ohne daß er selbst davon weiß."

„Der Plan ist, wie ich die Ehre hatte, Eurer Majestät zu sagen, vollkommen vorbereitet; mein Bruder, der Großfeldherr, gehört zu den Eingeweihten, ebenso alle die jungen Patrioten, welche ihr Vaterland groß und mächtig sehen möchten. Auch diejenigen, welche sich mehr der republikanischen Staatsform zuneigen, erkennen an, daß Polen nur durch einen erblichen Monarchen wie Eure Majestät gerettet werden kann. Alles ist eingeleitet. Bei der ersten Gelegenheit wird der König Stanislaus August abgesetzt und die erbliche Monarchie proklamirt werden. Der Reichstag wird dann durch einstimmige Acclamation Eure Majestät zum ersten erblichen König von Polen proklamiren — selbst einzelne Widerstrebende werden nicht wagen, ihre abweichende Meinung laut werden zu lassen, wenn Eure Majestät in demselben Augenblick Ihre Armee in Polen einrücken lassen, das dann ja Ihr rechtmäßiger Besitz ist, und die Kaiserin Katharina wird sich wohl sehr besinnen, ehe sie mit dem König von Preußen und Polen Krieg anfängt, der über die ganze, fest organisirte Macht des preußischen Staates und über die flammende Begeisterung des unter seiner Führung unbesiegbaren polnischen Volkes gebietet. Das alles ist vorbereitet, Majestät, das alles wird geschehen, sobald Allerhöchstdieselben einen Wink geben, und je schneller es geschieht, um so sicherer ist das Gelingen, um so glänzender die ruhmreiche Zukunft meines Vaterlandes unter dem Scepter der Hohenzollern."

Der König fuhr mit der Hand über die Stirn und

schritt einige Augenblicke, heftig mit dem Krückstock auf das Parket aufstoßend, auf und nieder. Dann blieb er vor dem Grafen stehen, sah ihm mit durchdringenden Blicken in die Augen und fragte:

„Das alles ist fertig, sagen Sie? Und Sie halten es für möglich, daß ich einem solchen Plan zustimmen und in der Ausführung desselben eine Rolle übernehmen könnte?“

„Wir mußten das für gewiß annehmen nach den Aeußerungen des Ministers von Görne, der vielleicht nur in diesem Punkte unrecht gehabt hat, daß er uns über die Mitwissenschaft und das Einverständnis Eurer Majestät täuschte.“

„Der Görne,“ rief Friedrich heftig, „der Görne hat darum gewußt? Der Görne steckt dazwischen, ist vielleicht gar der Anstifter?“

„Herr von Görne,“ erwiderte Potocky, „ist der Mittelpunkt und die Seele dieses Planes, in seinen Händen laufen die leitenden Fäden zusammen. Die großen Summen, welche er in Polen verwendet hat, haben dazu gedient, die Stimmen im Reichstage zu sichern. Es ist ja leider wahr, daß man auf diesem Wege Stimmen des Reichstages gewinnen kann, aber wenn man Großes erreichen will, so muß man die Verhältnisse nehmen, wie sie sind, und die Mittel anwenden, wie sie sich bieten. Ich muß in dieser Stunde ganz offen gegen Eure Majestät sein. Es ist nicht ohne Einfluß gewesen, daß Herr von Görne auch

meinen Bruder selbst aus finanziellen Verlegenheiten rettete, die ihm durch den Ankauf der Herrschaft Krotoczin erwachsen waren und die ihn unter den russischen Einfluß zu zwingen drohten. Die Seehandlung ist unter Herrn von Görnes Leitung zu einer Armee geworden, und an der Spitze dieser Armee wird Ihr Minister Eurer Majestät ohne Schwertstreich und Blutvergießen das Königreich der Jagellonen erobern."

„Das alles ist wahr," rief der König, „wirklich wahr? Kein Erzeugnis einer kranken Einbildungskraft?"

„Ich bürge Eurer Majestät mit der Ehre meines Namens für die Wahrheit eines jeden meiner Worte — Herr von Görne ist unschuldig an dem unwürdigen Verbrechen, dessen man ihn anklagt. Ich beschwöre Eure Majestät, ihn von dieser Anklage zu entbinden und ihn frei zu geben, damit er sein großes Werk vollführen könne! Ich flehe Eure Majestät im Namen meines Vaterlandes, im Namen der polnischen Nation, im Namen von ganz Europa an, unserem Plan Ihre Zustimmung zu geben und allergnädigst die Krone anzunehmen, die wir Ihnen zu Füßen legen wollen!"

„Wissen Sie wohl, mein Herr Graf," rief der König, indem seine großen blauen Augen Blitze schleuderten, „daß ich die Sache des Herrn von Görne sehr schlecht finde? Er steht unter der Anklage, seine Pflicht als Minister verletzt oder versäumt zu haben; das ist ein Vergehen, für das man eine Entschuldigung finden, das man unter

Umständen milde beurteilen kann. Nach dem, was Sie mir erzählen, ist er ein Hochverräter an seinem Lande und an seinem König, in verbrecherischer Verbindung mit dem Auslande, und dafür gibt es keine Rechtfertigung, keine Entschuldigung! Dafür gibt es keine andere Strafe, als ihm den Kopf vor die Füße zu legen!"

„Hochverrat?" rief Potocky entsetzt. „Hochverrat sollte der begangen haben, der nur für Eurer Majestät Ruhm und Größe gearbeitet hat, der seinen letzten Blutstropfen einzusetzen bereit ist für seinen König?"

„Hinter meinem Rücken," rief Friedrich, „solche Pläne zu verfolgen, meine ganze Politik zu verwirren, einen europäischen Krieg heraufzubeschwören, das Werk meines ganzen Lebens vielleicht in Frage zu stellen, o, das ist unverzeihlich!"

„Verzeihen Eure Majestät," erwiderte Potocky, der fest und ruhig des Königs drohenden Blick aushielt, „ich muß das groß nennen, ich muß mich bewundernd vor einem Diener beugen, der alle Gefahr, alle Verantwortung des Mißlingens in mutiger Selbstverleugnung auf sich nimmt, um eines Tages vor seinen König hintreten zu können und ihm zu sagen: ‚Hier, mein erhabener Herr, ist eine strahlende Krone, ein mächtiges Reich, das ich im stillen, ohne Opfer an Blut und Menschenleben, mit den Waffen meines Geistes für Sie eroberte!' Strecken Sie Ihre königliche Hand aus, um gnädigst dies Geschenk anzunehmen, wie es noch niemals ein Diener seinem Herrn

geboten hat, wie es würdig ist des großen Friedrich und des edlen, ruhmreichen Hauses der Hohenzollern!"

„Wunderbar — wunderbar!" sagte der König, indem er den Grafen ganz verwundert ansah. „Man erzählt von dem Größenwahn, der die römischen Cäsaren ergriffen habe und aus dem Bewußtsein hervorging, daß sie die Herren der Welt seien und die Allmacht der Götter herausfordern dürften; das mag eine Erklärung gewesen sein in der menschlichen Natur, unerklärlich aber ist es, wenn ein solcher Größenwahn einen Minister erfaßt, der nichts anderes zu thun hat, als die verschiedenen Pflichten seines Dienstes nach dem Willen seines Herrn zu erfüllen —"

„Und der es," fiel Potocky mit fester Stimme ein, „als seine höchste, erhabenste Pflicht erachtete, seinem Könige ein Geschenk, das Geschenk einer Krone zu bieten."

„Nimmt ein König eine Krone von seinem Diener?" rief Friedrich, indem er sich so stolz aufrichtete, daß seine kleine, schmächtige, gebrochene Gestalt größer und höher erschien als der schlank gewachsene polnische Edelmann.

„Ich wage diese Frage nicht zu beantworten," erwiderte Potocky, „denn ich kann nicht denken und empfinden wie ein König; allein was die Liebe und Ergebenheit bietet, sollte vielleicht, auch wenn es die streng gezogenen Grenzen der Majestät überschreitet, milde Beurteilung finden. Aber es ist ja nicht Ihr Minister allein, Majestät, welcher jene Krone Ihnen bieten wollte, es sind die besten des polnischen Adels, welche kommen, die trotz aller Verirrungen

edle polnische Nation unter das ruhmreiche Scepter der Hohenzollern zu stellen — der Wille des Volkes selbst wird es sein, der Eurer Majestät seine Krone bietet, das polnische Volk hat das von Europa zugestandene Recht, sich seinen König zu wählen, es hat auch das Recht, diesem König die Erblichkeit zuzugestehen. Wenn nun das Volk von solchem Recht Gebrauch macht, wenn es Eure Majestät zu seinem erblichen König erwählt und seine Krone auf so edlem Haupte glänzen zu sehen wünscht, wo wäre ein Zweifel an der Rechtmäßigkeit einer solchen Wahl möglich! Aus den Händen des polnischen Volkes können Eure Majestät auch von der ganzen Höhe Ihres königlichen Stolzes herab die Krone empfangen. Es ist bei Gott eine edle, eine königliche Gabe, welche ich im Namen meines Vaterlandes Sie anzunehmen bitte, und um dieser Gabe willen, Majestät, die ihren Wert in Ihren Händen verdoppeln wird, verzeihen Sie dem Minister, den seine innige Liebe und Ergebenheit einen Augenblick vergessen ließ, wie hoch Eure Majestät über ihm steht."

„Mein lieber Graf," sagte der König, freundlicher zwar als vorher, aber immer noch mit strengem Ernst, „ich könnte Sie nach den Beweisen dafür fragen, daß Sie wirklich im Namen Ihres Vaterlandes, im Namen des gesamten polnischen Adels zu mir sprechen, doch ich will diese Frage beiseite setzen, ich will Ihnen glauben, da ich wahrlich keinen Grund habe, an dem Wort eines Grafen Potocky zu zweifeln."

„Es würde mir leicht sein, Majestät,“ fiel der Graf ein, „den Beweis zu führen und eine zahlreiche Deputation vor Eure Majestät zu bringen, die wohl schon früher hier erschienen wäre, wenn wir es nicht für notwendig gehalten hätten, das tiefste Geheimnis zu beobachten, und wenn wir nicht hätten glauben müssen, daß Eure Majestät um die Sache wüßten und mit derselben einverstanden seien.“

„Nun genug also davon!“ sagte der König. „Sie haben mir durch Ihr Anerbieten Vertrauen erwiesen, und ich will dieses Vertrauen erwidern; ich will zu Ihnen so offen sprechen, wie es ein Mann verdient, von dem ich überzeugt bin, daß er seine ganze Kraft für das Wohl seines Vaterlandes einsetzt. Sie sagen, daß Sie mir im Namen der polnischen Nation die Krone anbieten, aber Sie haben mir auch gesagt, daß die Stimmen der Vertreter dieser Nation mit dem Gelde meiner Seehandlung gekauft seien oder gekauft werden sollten.“

„Gekauft ist ein hartes Wort, Majestät,“ wendete Potocky ein.

„Wenn man ernste Sachen ernsthaft behandeln will, mein lieber Graf,“ fuhr der König fort, „so muß man alle Dinge bei ihrem rechten Namen nennen. Nun denn, mein Herr, mein Geld, durch die Hände meines Ministers, spielte also eine Rolle bei der Vorbereitung zu meiner Erhebung auf Ihren Thron, und diese Vorbereitung wird geleitet von polnischen Edelleuten, welche der gegenwärtigen Regierung ihres Königs Gehorsam schuldig sind, welche

im Dunkeln arbeiten als heimliche Verschwörer gegen eine von Europa und auch von mir, — verstehen Sie dies wohl — von mir anerkannte Regierung, und wenn diese Regierung die Macht hätte und die Verschwörung entdeckte, so würden Sie alle als Hochverräter verurteilt werden und das mit vollem Recht."

„Diese Regierung ist ohnmächtig," rief Potocky. „Diese Regierung verrät das Volk an Rußland, an die Kaiserin Katharina."

„Und sollte," fragte der König, „diese Regierung nicht das Recht haben, den Satz umzukehren und zu sagen: ‚Sie, Graf Potocky, und Ihre Mitverschworenen verraten Ihr Vaterland an Preußen, an den König Friedrich!'?"

Er schnitt mit einer gebieterischen Handbewegung eine Einwendung des Grafen ab und fuhr fort: „Nun denn, mein Herr, auf solchem Wege mag ein Abenteurer nach einer Krone streben, vielleicht ein nachgeborener Prinz eines Hauses, dessen Chef sich nicht scheut, dunkle Wege zu gehen — ein König, mein Herr, der ein wahrer König sein soll, der steht auf dem Boden der Geschichte, auf dem rocher de bronze seines angeborenen und von seinen Vorfahren ererbten Rechtes, und ein solcher König bin ich und will ich bleiben — ich gehe nur offene und gerade Wege, die das volle Licht des Tages bescheint — was mein ist, das verteidige ich, was mir gebührt, das nehme ich mit der Spitze meines Degens; aber niemals werde ich meine Hand ausstrecken nach dem, was ich nur auf dem dunklen,

nächtlichen Wege der Verschwörung erreichen kann — ein Fürst des Hauses Hohenzollern geht nicht die Wege, wie sie ein Lesczinsky, ein Poniatowsky gehen konnten! Sie wollten Könige werden, ich bin es — würden Sie damit beginnen, in gesetzmäßiger Weise, wie Ihre Verfassung es ihnen erlauben mag, den König Stanislaus August seiner Würde zu entkleiden, würden Sie dann offen und frei mich zu ihrem König erwählen und Abgeordnete Ihres Reichstags zu mir entsenden, um mir Ihre Wahl zu verkünden, dann würde ich Sie anhören, Ihren Antrag erwägen und eine Antwort darauf geben können."

„Auch das kann geschehen!" rief Potocky. „Es kommt nicht auf die Form an, sondern auf die Sache. Vergessen Eure Majestät nicht, was ich, der einzelne Edelmann, über die Wünsche Polens zu Ihnen gesprochen, und erwarten Sie die Stimmen des Landes durch seine berechtigten Vertreter."

„Hören Sie weiter, mein Herr," unterbrach ihn Friedrich. „Ich kann Ihnen heute bereits die Antwort sagen, welche ich auf Ihr Anerbieten geben würde, auch wenn dasselbe jemals in legaler Form an mich herantreten sollte, und ich kann Ihnen sagen, daß diese Antwort unter allen Umständen eine Ablehnung sein würde."

„Eine Ablehnung?" rief Potocky. „Warum? Verzweifeln Eure Majestät denn ganz und gar an der Zukunft meines Vaterlandes?"

„Vielleicht," antwortete der König, „dürfte ich Ihnen

auf diese Frage eine traurige Antwort geben, vielleicht dürfte ich sagen: Ein Volk, das so tief in innere Zwietracht und Ohnmacht versunken, ein Volk, das sich nicht selbst aus eigener Kraft zu seiner Befreiung aufraffen kann, obgleich es reich genug ist an Hilfsmitteln aller Art, ein solches Volk wird auch durch einen fremden König, der ihm nicht durch Blut und Geschichte verbunden ist, sich nicht wieder emporzuschwingen vermögen. Doch ich will darüber nicht urteilen, ich will Ihnen sogar sagen: Wäre ich ein junger Prinz von Mut und Ehrgeiz, dem nichts gehörte als sein Degen und sein Name, so würde ich vielleicht dem ehrenvollen Rufe einer ehemals großen und mächtigen Nation folgen und meine Kraft daran setzen, sie wieder auf ihre frühere Höhe zu erheben. Jetzt aber, mein Herr, bin ich nicht ein Prinz, der auf Abenteuer auszuziehen das Recht und das Bedürfnis hat, ich bin König von Preußen, und auch alle Prinzen meines Hauses müssen sich bereit halten, wenn das Schicksal sie rufen sollte, den preußischen Thron zu besteigen. Die Könige von Preußen aber, die mit eigener Hand ihre Krone auf ihr Haupt setzen, empfangen keine Krone aus der Hand eines Volkes, das vorher seinen König absetzen mußte, um sie ihnen bieten zu können. Mit der Annahme eines solchen Thrones würde ich auch das Recht meiner künftigen Absetzung anerkennen, und die Hohenzollern sind nicht gemacht, über ein Volk zu herrschen, das seine Könige ein- und absetzt."

„Die Erblichkeit für alle Zeiten würde proklamirt werden, Majestät!“ sagte Potocky.

„Gleichviel,“ erwiderte Friedrich, „die Thatsachen gehen über die Worte — blicken Sie nach England! Die Stuarts sind wiedergekommen, nachdem man sie abgesetzt hatte — sind sie dort geblieben? Und jetzt sind meine Vettern von Hannover dort Könige, nachdem das Volk sie eingesetzt, wie es die Stuarts zweimal abgesetzt hat! Glauben Sie, daß das englische Volk einen Augenblick zögern würde, auch das Haus Hannover wieder abzusetzen, wenn es einem Fürsten dieses Hauses jemals einfallen sollte, wirklich König zu sein und nach seinem Sinn und Willen zu regieren? Theaterkönig aber zu sein, auf vergoldeter Bühne mit Krone und Purpurmantel einherzugehen und eine Rolle zu spielen, welche andere diktiren, dazu, mein Herr, sind die Hohenzollern nicht geschaffen! — Sie würden Ihre Rechnung nicht finden, wenn Sie mich wirklich zum König von Polen machen wollten, ich sage Ihnen, dann würde Ihr Polen aufhören, das Reich, das dann entstünde, würde ein innerlich und äußerlich unteilbares Reich werden — ein von einem Geiste erfüllter, von einem Willen beherrschter König von Preußen würde ich sein und bleiben und Ihre Polen würden Preußen werden müssen, wie es die Schlesier geworden sind. Die Schlesier sind Deutsche in überwiegender Zahl ihrer Bevölkerung, da war das leichter, die Polen aber sind Slaven, da würde es schwer sein, es würde zu harten Kämpfen führen,

aber wenn ich diese Kämpfe einmal aufgenommen, so würde ich sie durchführen mit allen Mitteln meiner königlichen Gewalt, und das bin ich gewiß, jeder meiner Nachfolger würde dasselbe thun."

„Und wäre es so," rief Potocky, „müßten wir Preußen werden, um die Ehre zu haben, Unterthanen des großen Friedrich zu sein, mag es geschehen! Tausendmal lieber, als daß mein Vaterland unter der despotischen Barbarei Rußlands zu Grunde gehe — wir werden auferstehen zu neuem Leben, zu neuer Form — auch der Phönix versinkt in Asche, um sich in neuer Gestalt wieder emporzuschwingen zum Licht."

„Ich habe gesagt," mein Herr," fuhr Friedrich fort, „so würde es sein, wenn ich mich jemals entschließen könnte, Ihr Anerbieten anzunehmen, aber ich werde niemals einen solchen Entschluß fassen, denn ich glaube nicht, daß es jemals gelingen kann, die Polen zu Preußen zu machen. Hätte ich ein Recht auf Ihren Thron, ein Recht meines Hauses oder meines Landes, dann wäre es zugleich meine Pflicht, dies Recht zu verfolgen mit aller Kraft, dann dürfte ich und dann müßte ich auch des Volkes ganze Kraft dafür einsetzen, jetzt aber habe ich dies Recht nicht um des vermessenen Spiels des reinen persönlichen Ehrgeizes willen. Ich habe mein Preußen — und ich glaube dies bekennen zu dürfen — groß und stark und so glücklich, als ich es vermochte, gemacht; ich darf die Größe und Wohlfahrt meines Volkes, das mit mir gelitten und

gerungen hat, nicht zum Einsatz eines gefahrvollen Spiels machen, ich darf unter meiner Krone nicht den fruchtlosen, aufreibenden Kampf zweier unter einander so grundverschiedenen Rassen verewigen. Und abgesehen davon, würde ich auf dem Wege, wie Sie ihn träumen, König von Polen werden, so würde sich im Norden eine europäische Koalition mir entgegenstellen, das Bündnis zwischen Frankreich und Oesterreich, so schwach es jetzt auch sein mag, würde sich aufraffen, England würde sich mir feindlich entgegenstellen, und Rußland und Oesterreich würde ich nur versöhnen können, wenn ich jedem seinen Anteil an der Beute geben wollte. Würde das Ihren Wünschen entsprechen? Gewiß ebensowenig als meiner Ehre. Mein preußisches Volk aber von neuem, da kaum die Wunde geschlossen ist, in einen europäischen Krieg zu verstricken, das, mein Herr, erlaubt mein Gewissen nicht, wenn es nicht gilt, ein klares und unbestreitbares Recht zu verfechten!"

„Das, Majestät," fragte Potocky, der traurig das Haupt gesenkt hatte, „das ist Ihr fester und unwiderruflicher Entschluß, das ist Ihr letztes Wort?"

„Daß ich so offen und eingehend mit Ihnen gesprochen habe, mein lieber Graf," erwiderte Friedrich, indem er freundlich in das schmerzlichbewegte Antlitz Potockys blickte, „mag Ihnen die Festigkeit und Unwiderruflichkeit meiner Meinungen beweisen; ich gebe Ihnen mein königliches Wort, daß weder Sie noch ein Abgeordneter Ihres Volkes je eine andere Antwort von mir erhalten wird."

„So ist denn eine große, schöne Hoffnung begraben!“ sagte Potocky schmerzlich. „Was soll aus meinem armen Polen werden?“

„Viel noch,“ erwiderte Friedrich, „wenn Sie alle einig sind und das auf dem richtigen Wege suchen, was Sie auf falschem Wege erstrebten, indem Sie mich zu Ihrem König machen wollten. Nur aus eigener Kraft von innen heraus kann ein gefallenes Volk sich wieder erheben. Wenn Sie, lieber Graf, Ihrem Volk, das Sie doch kennen müssen, noch diese innere, gesunde Kraft zutrauen, so arbeiten Sie daran, solche Kraft zu entwickeln zu freudiger That, machen Sie, daß Ihr Reichstag aufhört, ein Spielball elender, kleiner Intriguen zu sein, und daß er vielmehr dafür sorge, Ordnung in Ihre Finanzen und Disziplin in Ihre Armee zu bringen. Setzen Sie den König Stanislaus August ab, wenn Sie ihn für unfähig halten, seine Aufgabe zu erfüllen, dann aber wählen Sie nicht einen Fremden; wählen Sie den Besten aus Ihrer Mitte, geben Sie ihm die Erblichkeit und dann sorgen Sie dafür, daß die neue königliche Autorität kraftvoll unterstützt werde von dem ganzen Volk in allen seinen Ständen, befreien Sie die Leibeigenen, schaffen Sie einen tüchtigen, gesunden Bauernstand und nehmen Sie dann kräftig den Kampf gegen alle fremden Einflüsse und alle fremden Intriguen auf! — Ich, das verspreche ich Ihnen, werde einem solchen Polen ein guter Nachbar sein, vielleicht ein Verbündeter; bleibt es aber beim alten, wissen Sie es nicht zu

verhindern, daß die Kaiserin Katharina, wozu sie wahrlich nicht wenig Lust hat, wieder ein Stück Ihres Landes für sich nimmt, dann, das versichere ich Sie, werde auch ich dafür sorgen, daß ich nicht leer ausgehe und daß auf der Wage zwischen mir und Rußland meine Schale nicht zu leicht emporsteigt!"

„Ich danke Eurer Majestät," erwiderte Potocky, „für das gnädige Vertrauen, das Sie mir erweisen, und für die so bestimmte und klare Antwort, so schmerzlich mich dieselbe im Augenblick auch berührt. Ich kann freilich Eurer Majestät nicht unrecht geben, wenn ich mich, so weit ich das vermag, auf Ihren Standpunkt stelle. Es ist dies eben ein neuer Beweis, daß die Welt und die Verhältnisse anders aussehen von der Höhe herab, als wenn man sie aus der Tiefe betrachtet, und daß die Könige anders denken und fühlen als die Unterthanen. Doch nun, Majestät, erlauben Sie mir, nachdem die Frage der Zukunft meines Vaterlandes abgethan ist, daß ich auf eine Frage meines Herzens komme — erlauben Sie mir, Eurer Majestät Gnade für Ihren treuen, bis zum Tode ergebenen Diener, den Minister von Görne, zu erbitten, der nach seinem Wissen das Beste gewollt und doch nur darin geirrt und gefehlt hat, daß er es nicht vermochte, sich in den erhabenen Geist seines Königs hineinzuversetzen und von seiner königlichen Höhe herab die Verhältnisse zu prüfen und zu beurteilen. Eurer Majestät gnädigstes Vertrauen legt mir die Pflicht auf, auch meinerseits ganz

offen zu sein. Außer den Pflichten des Edelmanns, für den Genossen an einem großen Werke einzutreten, habe ich an dem Schicksal des Herrn von Görne noch ein ganz persönliches, ein Herzensinteresse. Ich bekenne es vor Eurer Majestät, ich liebe Fräulein von Görne, die Nichte des Ministers! Sie ist tief erschüttert durch das harte Schicksal ihres Oheims und Beschützers, ihre Gesundheit ist schwer angegriffen und zugleich hat eine tückische Intrigue sich zwischen sie und mich gedrängt und sie glauben lassen, daß ich falsch und treulos sei. Eure Majestät können mit Ihrer mächtigen Hand helfen, Eure Majestät können zwei Herzen, die in ewiger Dankbarkeit für Sie schlagen werden, das Glück des Lebens wieder geben — erhalten Sie den so schwer angeklagten Minister, wenn nicht seinem Dienst, so doch seiner Familie, belasten Sie nicht das Haupt eines unschuldigen Kindes mit dem harten Urteil über einen edlen und treuen Mann, der ja doch unschuldig ist, verzeihen Sie dem Herrn von Görne, daß er den edlen Größenwahn hatte, seinem Herrn ein Königreich erobern und ihn mit dem Geschenk einer Krone überraschen zu wollen!"

Finster zogen sich die Augenbrauen des Königs zusammen; er sah mehr traurig als zornig und drohend den Grafen an und sagte:

„Gerade das, mein Herr, was Sie zur Verteidigung des Herrn von Görne anführen, macht es mir unmöglich, ihm zu verzeihen. Ich könnte Milde walten lassen gegen

einen Diener, der, sei es aus Schwäche, aus Irrtum, aus falschem Ehrgeiz, seine Dienstpflicht verletzte und mir Schaden zugefügt hat; ich könnte wegen seines Fehlers seine früheren Verdienste um mich und den Staat in die Wagschale werfen und ich würde es vielleicht thun, um einem Fürsprecher, wie es der Graf Potocky ist, meine Achtung und mein Wohlwollen zu beweisen."

„O, Dank, Majestät, Dank!" rief der Graf mit freudestrahlenden Blicken. „Dank für so viel Gnade!"

Der König erhob abwehrend die Hand. „Halt, mein Herr, halt!" sagte er. „Ich kann Ihren Dank nicht annehmen, hören Sie mich zu Ende! Eine Verletzung der Dienstpflicht würde ich verzeihen können, habe ich gesagt; alle Menschen sind schwach, und man soll die fremde Schwäche im Gedanken an die eigene Unvollkommenheit nicht zu hart verurteilen. Was ich aber nicht verzeihen kann, was der König nicht dulden darf, das ist die Ueberhebung des Dieners, der mit vermessener Hand eingreifen will in das Gebiet meiner königlichen Pflicht, der die Frucht meiner Lebensarbeit zerstören und den Staat, dessen Steuer in meine Hände gelegt ist, gefährlichen Klippen zutreiben will. Was sollte aus der Monarchie werden, wenn solche Ueberhebung zur Regel würde, wenn der König nicht mehr sicher wäre, daß seine Diener seine gehorsamen Werkzeuge sind, wenn sie ihre Geistes- und Willenskraft dazu anwenden, ihre eigenen Wege zu gehen, wenn sie Pläne verfolgen und Verschwörungen anzetteln, deren

verhängnisvolle Folgen doch immer wieder auf den König zurückfallen? Wie soll ich die Verantwortung für das Amt, das in meine Hände gelegt ist, vor der Weltgeschichte, vor meinem Volke tragen, wenn der Boden unter meinen Füßen untergraben wird, wenn ich jeden Augenblick zittern muß, daß der Bau, den ich unter schwerer Arbeit, unter sorgfältiger Berechnung aller Verhältnisse aufrichtete, vor meinen Füßen zusammenbricht und mich selbst vielleicht in seine Trümmer mit hinabreißt? Ein solches Beginnen, mein lieber Graf, ist Hochverrat, unverzeihlicher Hochverrat!"

„Aber die Absicht, Majestät — die gute Absicht —"

„Gott, das erhabene Wesen, das die Welt regiert, mag die Menschen nach ihren Absichten beurteilen, der König muß die Thaten richten; und wenn er neben sich einen andern Willen, einen andern Plan dulden würde, so wäre es ebenso gut, daß er seine Krone vom Haupte nähme und in den Staub niederwürfe, als daß er sein Scepter dem Spiel des Zufalls preis gäbe — ich, mein Herr, dulde einen solchen Willen nicht unter mir, nicht neben mir, der Größenwahn eines Dieners muß zerschellen an dem ehernen Felsen des Königtums, der verwegene Gedanke eines Unterthans, seinem König eine Krone zu schenken und sich als Geber über den Empfänger stellen zu wollen, muß in Atome zerstäubt werden, denn in solchem Gedanken liegt der Untergang der Monarchie!"

„Mein Gott," rief Graf Potocky, „Eure Majestät

mögen recht haben, und dennoch flehe ich Sie an, haben Sie Erbarmen!“

Des Königs Blick war immer noch traurig und wehmütig.

„Der König,“ sagte er kopfschüttelnd, „kann jedes Verbrechen verzeihen, nur nicht ein Attentat gegen die Majestät seiner Krone. Erinnern Sie sich der Legende von der Bundeslade im Tempel zu Jerusalem. Wer sie vermessen berührte, den traf der tödliche Blitzstrahl, der aus dem Heiligtum Israels hervorflammte, und doch wohnte in jener Bundeslade nach dem Glauben des alten Testaments Gott selbst, der souveräner ist als alle Könige, der niemand Rechenschaft zu geben hat als sich selbst, während ich meinem Volk und der Weltgeschichte bis in die Jahrhunderte der Zukunft hinein Rechenschaft schulde.“

Der Graf seufzte schmerzlich und ließ das Haupt auf die Brust sinken.

„Glauben Sie nicht, mein Herr,“ fuhr Friedrich fort, indem seine großen Augen flammend aufleuchteten, „daß ich nur gegen andere hart bin, wo es sich um die Würde und das Recht meiner Krone handelt! Sehen Sie mich selbst an. Was sonst die Menschen bewegt und beglückt im irdischen Leben, was den Mittelpunkt ihres Daseins bildet, das alles habe ich ohne Erbarmen gegen mich selbst in meinem Herzen zertreten, um nur meiner königlichen Pflicht mit all meiner Kraft, mit all meinem Denken und Wollen zu gehören. Wie der Soldat auf seinem Posten

lebe ich nur meinem Dienst, und nur in kurzen Augenblicken, die ich von meiner Dienstpflicht abspare, gönne ich mir die flüchtige Erholung, für die Dauer eines Atemzuges Mensch zu sein. Die meinem Herzen am nächsten stehen, habe ich der erbarmungslosen königlichen Pflicht geopfert, welche auf meinem Haupte ruht wie auf dem Haupte eines jeden Mitgliedes meines königlichen Hauses — solche Pflicht ist hart, mein Herr!" fügte er mit einer unendlich sanften, weichen Stimme hinzu, wie man sie selten von ihm gehört haben mochte. „Ich habe sie erfüllt ohne zu wanken, ohne zu klagen, gegen mich und die Meinen, darum darf ich, darum muß ich sie erfüllen auch gegen meine Diener!"

Der Graf schwieg. Er begriff, daß vor einem solchen Willen, von einem solchen Fürsten ausgesprochen, jedes Wort vergeblich sein mußte.

Der König trat näher zu ihm heran, legte die Hand auf seinen Arm und sprach: „Ich sage Ihnen, mein Herr, es thut mir wohl, mich überzeugt zu haben, daß ein Mann, den ich achtete, dessen Verdienste ich hochschätze, keiner niedrigen Handlung aus gemeinem Eigennutz fähig war, und ich danke Ihnen, daß Sie mir diese Ueberzeugung gegeben haben, aber das Verbrechen, das er gegen meine Krone und meinen Staat begangen, indem er meine Politik durchkreuzte und vor meinen Füßen einen gefährlichen Abgrund öffnete, das kann ich, das werde ich ihm nicht verzeihen. Er hat die vermessene Fahrt des Phaëton mit

dem Sonnenwagen gewagt, er darf dem rächenden Blitzstrahl nicht entrinnen, der sein Haupt trifft, um zu verhüten, daß sein frevelhaftes Spiel die Welt zu verheerendem Brande entzündet."

„Ich habe nicht das Recht," sagte Graf Potocky, „noch ein Wort der Bitte zu sprechen; ich erkenne an, daß Eure Majestät recht haben. Diese Stunde ist groß wie die Welt und wird in furchtbarer Erschütterung, aber heiliger Erinnerung in mir fortleben — sie hat mir den Blick geöffnet zu den strahlenden Höhen des wahren Königtums, welche hoch über der niederen Welt in ewig reinem Licht, aber auch in ewiger Eiseskälte sich erheben wie die Häupter der Gebirge. In schaudernder Bewunderung beuge ich mich vor der schwersten, härtesten Pflicht der Könige, welche kaum ein Menschenherz zu tragen vermöchte, vor der Pflicht, die Gnade zu versagen. Ich aber, Majestät, ich werde meinem Herzen folgen, ich werde ebenfalls meine Pflicht erfüllen; ich liebe Fräulein von Görne, ich habe ihr meine Hand geboten, als ihr Oheim auf der Höhe stand, als des größten Fürsten unseres Jahrhunderts ehrenvolles Vertrauen ihn umstrahlte. Ich werde heute meine Hand nicht zurückziehen, ich werde überall mit Stolz das Fräulein von Görne als meine Gemahlin in die Welt führen und werde überzeugt sein, daß kein Weib auf Erden würdiger ist, den Namen meines Geschlechts zu tragen, als sie."

Des Königs Augen leuchteten in inniger Freude.

„Sie haben recht, Graf Potocky," sagte er. „Sie handeln wie ein braver Mann und wie ein wahrhaftiger Edelmann; seien Sie gewiß, daß meine volle Gnade dem Fräulein von Görne zugewendet bleibt. Ich werde mit Freuden die Gräfin Potocky empfangen und niemand soll es wagen, sie auch nur mit einem Blick zu kränken. Was ihr Oheim für mich gethan, alle Dienste, die er mir geleistet, das alles soll ihr bewahrt bleiben — was er verschuldet hat, soll ihr und dem Namen von Görne niemals zur Last fallen und niemals soll auf einen Träger dieses Namens im Königreich Preußen nur der Schatten eines Vorwurfs fallen. Leben Sie wohl, mein lieber Graf, ich wünsche, daß der gute Genius Polens Ihrem Vaterlande Sie erhalte und viele Männer Ihresgleichen schenken möge."

Er reichte dem Grafen die Hand. Dieser beugte sich bewegt herab und küßte, ehe Friedrich es verhindern konnte, die königliche Rechte. Dann schritt er langsam der Thür zu, verbeugte sich auf der Schwelle noch einmal und ging hinaus.

„Ein braver Mann," sagte der König, „und ich muß ihm leider Schmerz bereiten. Doch die Pflicht geht über alles — habe ich nicht auch Schmerz gelitten? Wenn man zum König geboren wird, hat man kein Recht an das Glück gewöhnlicher Menschen!" Er bewegte die Glocke und befahl, den Großkanzler und den Polizeipräsidenten wieder zu rufen.

„Mein lieber Philippi," sagte er, „sorge Er dafür, daß der Graf Potocky von Seiner Polizei in keiner Weise

inkommodirt wird; ich weiß alles, was ihn betrifft, und will keinen Rapport mehr über ihn haben."

Philippi verbeugte sich schweigend.

„Und Er, mein lieber Großkanzler," fuhr der König fort, „wenn die Akten der Untersuchung gegen den Minister von Görne vollständig geschlossen sind, so sende Er dieselben an den Kriminalsenat in Berlin mit dem Befehl, ein Gutachten abzugeben über die Strafbarkeit des Ministers, ich werde darnach mein Urteil fällen. Er wird für jetzt dafür sorgen, daß das Fräulein von Görne, die Nichte des Ministers, in ihrer Wohnung in keiner Weise behelligt wird, man soll die größte Aufmerksamkeit gegen diese Dame beobachten, und wenn es ihr an Geld fehlt, so benachrichtige Er mich, die Sorge für sie ist meine Sache."

„Ich habe," erwiderte Herr von Fürst, „ganz im Sinne des Befehls Eurer Majestät gehandelt; Herr von Görne war mein Freund, er hat mir seine Nichte empfohlen und, wie schuldig er auch sein mag, ich habe mich für verpflichtet und auch berechtigt gehalten, ihm diesen letzten Freundschaftsdienst zu erweisen."

„Er hat recht gehabt," sagte der König freundlich; „nun geh Er und sorge Er, daß der Kriminalsenat seinen Bericht ganz unparteiisch erstattet, ohne Ansehen der Person. Man soll nichts dem Görne zu gut halten oder verhüllen, er soll aber auch nicht glauben, daß man ihn schärfer, als er es verdient, behandeln müsse, weil er in meiner Ungnade steht."

Er grüßte, indem er leicht die Hand gegen seinen Hut erhob. Die beiden Herren zogen sich zurück und Friedrich ließ seinen Kabinetsrat rufen, um klar und ruhig wie immer seine tägliche Arbeit zu verrichten, die ihn in strenger, unausgesetzter Pflichterfüllung zur unablässig bewegenden Feder in dem Räderwerk der Staatsmaschine machte.

*

Graf Ignaz Potocky fuhr so schnell, als die Pferde seines Mietwagens es vermochten, nach Berlin zurück. Wohl war er schmerzlich bewegt durch die Ablehnung, welche sein großer Plan für die Zukunft seines Vaterlandes und seine Fürbitte für Herrn von Görne bei dem König gefunden, aber zugleich erfüllte ihn tiefe Bewunderung für den großen Monarchen, der so königlich klar seine Pflicht erkannte und so fest und unbeirrt den geraden Weg ging, den er während seines ganzen Lebens verfolgte und der ihn zu seiner stolzen und einsamen Höhe hinaufgeführt hatte. Auch über ihn war Klarheit und Sicherheit gekommen, er wußte, was er zu thun hatte, er schwankte keinen Augenblick in seinem Entschluß, der ihm trotz aller Schmerzen so viel Glück verhieß, und wenn auch alles sich geändert hätte, wenn seine lange gehegten und vorbereiteten Pläne zusammengebrochen waren, so lag ja noch eine große edle Arbeit für sein Vaterland vor ihm. Klaren und freudigen Herzens eilte er die Treppe hinauf in dem vereinsamten Hause des Herrn von Görne. Leise schritt

er durch das Vorzimmer und trat auf die Schwelle des Schlafgemachs, in welchem die alte Kammerfrau neben dem Bett ihrer Herrin saß. Ein dämmerndes Licht fiel durch die halb von den seidenen Vorhängen verhüllten Fenster herein.

Marie lag, ruhig atmend, mit geschlossenen Augen da, ein sanfter Schlummer schien sich auf sie herabgesenkt zu haben, ihre Wangen waren leicht gerötet, ein friedliches Lächeln lag auf ihren Lippen.

Die Kammerfrau legte, als sie den Grafen erblickte, die Finger auf ihren Mund. „Sie schläft,“ flüsterte sie leise und der Graf stand mit gefalteten Händen da, zu dem lieblich schönen Bilde hinblickend, das sein ganzes Glück umschloß.

Der Papagei hatte ruhig auf seiner Stange gesessen. Als er den Grafen erkannte, rief er mit schmeichelndem Ton: „Ignazy!“

War es der Klang dieses Namens, waren es die Blicke des Geliebten, welche so innig warm zu ihr hinstrahlten — Marie erwachte, langsam schlug sie die Augen auf und ganz glücklich hob sie die zarten Hände empor, als ob sie den Grafen zu sich winken wolle. Er flog zu ihr heran, er kniete an ihrem Bett nieder und drückte ihre Hände inbrünstig an seine Lippen.

„Du bist da, mein Ignazy,“ flüsterte sie; „o, ich habe Deine Nähe gefühlt bis in meinen Traum hinein, der mir so schöne Bilder zeigte — liebliche Wiesen mit herrlichen

Blumen, wie ich sie noch nie auf Erden sah, und ein reiner blauer Himmel mit goldenen, lichten Sternen, wie sie so hell und schön zu dieser Welt des trüben Nebels flimmernd herabschauen, und ich ging an Deiner Seite und lichte Engelsgestalten umgaben uns; dann reichten sie mir die Hände, sie hoben mich empor höher und höher — Du blicktest mir nach, Du wolltest mich halten, aber immer weiter schwebte ich hinauf in die lichte Ferne und doch bliebst Du mir nahe, doch fühlte ich mich eins mit Dir in meiner Seele, die von allem Kummer und Leid befreit war."

„Und so soll es sein, meine Geliebte," rief Ignaz; „Dein Traum soll Wahrheit werden — zum lieblichen Blumenflor will ich Dein Leben machen, zu lichtem Glück sollst Du emporschweben, aber nicht getrennt von mir, nicht einen Augenblick von mir getrennt. Sobald Deine Kraft es erlaubt — und das wird bald sein, denn das Glück und die Liebe bringt ja dem Körper Kraft und Genesung — sollst Du mir die Hand reichen zum heiligen Lebensbunde vor dem Altar. Ich will Dich fortführen in meine Heimat, fort von hier, wo Du so viel gelitten, und auf meinen Händen will ich Dich tragen durch das Leben hin, an meinem Herzen will ich Dir eine Stätte bereiten, an der kein rauher Hauch Dich treffen soll, Du süße Blume meines Lebens!"

Sie richtete sich auf und lehnte das Haupt an seine Schulter. „Wo Du bist, mein Ignaz, da ist mein Glück,"

sagte sie; „ja, ja, laß uns fortgehen von hier, hier habe ich zu viel gelitten — hier hat mich jener tückische Pfeil getroffen, dessen Gift den Zweifel an Dir in meine Seele trug."

Sie ruhte einen Augenblick schweigend in seinem Arm, sie schien ganz dem Glück dieses Augenblicks hingegeben. „Und mein Oheim?" fragte sie dann, indem sie erschrocken zusammenfuhr und den Grafen ängstlich fragend ansah. „Mein Oheim, was ist es mit ihm? Du willst mir die Botschaft bringen — Du wolltest ihn retten — Du glaubst ja auch nicht an seine Schuld? Mein armer Oheim — so sprich, sprich, ist Dir seine Rettung gelungen?"

„Sie wird gelingen," erwiderte Ignaz, indem er die Augen niederschlug vor Mariens durchdringendem, fragendem Blick.

„O, dann soll er mit uns gehen," sagte Marie, indem sie ihren Arm noch fester um die Schulter ihres Geliebten schlang, „dann soll er mit uns gehen, weit fort von hier; wenn ihm nur sein König wieder gnädig ist, daß er im Frieden mit sich selbst leben kann, dann soll er den Staub von seinen Füßen schütteln und nie wieder die Luft dieses Landes atmen, in dem man auf sein edles Haupt so schwere Beschuldigungen werfen konnte."

Sie hatte lebhaft gesprochen; ein rauher, heiserer Ton schloß ihre Worte ab, als sie ihr Haupt an Potockys Schulter lehnte.

„So soll es sein!" rief Ignaz. „In meinem Vaterlande will ich Deinem Oheim, der Dir ein Beschützer, ein Vater

war, eine Freistätte schaffen, die seiner würdig sein soll — unsere Liebe, die Freude an unserem Glück wird ihn vergessen lassen, daß sein eigenes Vaterland ihn undankbar verkannte."

Er schlang seinen Arm um Mariens zarte Gestalt, die wie von krampfhaften Schauern geschüttelt wurde; er beugte sich herab, um ihre Stirn zu küssen, aber entsetzt sprang er auf — ihr Gesicht war totenbleich, ihre gebrochenen Augen ohne Blick.

„Marie, Marie, was ist Dir, um Gottes willen, sprich!" Aber ihr Haupt sank schwer in seine Hände, die er ausgestreckt hatte, um sie zu stützen. „Marie," rief er in verzweiflungsvollem Aufschrei, „Marie, höre mich, gib mir Antwort!"

Wieder lief ein Zittern durch ihren Körper, ihre Blicke belebten sich, wie von überirdischem Licht durchleuchtet. Sie sah ihn groß an, es lag wie ein Schein der Verklärung über ihrem Gesicht.

„Mein Ignazy," sagte sie, „lebe wohl! Die Engel tragen mich hinauf in die lichte Ferne, weiter und weiter, doch meine Seele bleibt bei Dir, nahe Deinem Herzen, bis wir einst uns vereinen im ewigen Licht. Mir ist das eine kurze Zeit — Dir wird sie lang sein — auf Wiedersehen, mein Ignazy!"

Wieder brachen ihre Augen, wieder sank ihr Haupt schwer herab, zuckend streckte sich ihr Körper aus.

Die Kammerfrau war herbeigeeilt. „Mein Jesus,"

rief sie, „sie stirbt, sie stirbt! Es war ja nicht anders möglich — sie hat zu viel gelitten, und doch habe ich ja auch gehofft. Sie war ja zuletzt so glücklich wieder, und das Glück thut ja Wunder. O, mein Gott, hier ist keine Hoffnung mehr — sie ist tot."

Sie drückte ihre Hand auf Mariens gebrochene Augen, ließ das matte Haupt in die Kissen niedersinken und sank schluchzend, mit gefalteten Händen, auf die Kniee nieder, mit der Seele mehr als mit den Lippen betend.

„Es ist unmöglich, nein, es kann, es darf nicht sein!" rief Potocky. „Einen Arzt, um Gottes willen, einen Arzt — wo finde ich ihn?"

Die Kammerfrau gab die Adresse des Hausarztes an. Der Graf stürzte fort. Es gelang ihm, den Arzt zu finden und in kurzer Zeit herbeizubringen.

Schon hatten sich Mariens Züge merklich verändert, starr und wachsartig war ihr Gesicht geworden, aber wie im tiefen, glücklichen Frieden schienen ihre Lippen zu lächeln. Der Hausarzt fühlte den Puls, legte die Hand auf das Herz; ihm blieb nichts übrig, als den eingetretenen Tod zu bestätigen.

„Nein, nein," rief Potocky verzweiflungsvoll, „es ist nicht möglich, es kann nicht sein — sie darf nicht sterben, in diesem Augenblick nicht sterben, wo ich sie mit meinen Armen heraustragen wollte aus aller Not und allem Kummer!"

Der Arzt nahm statt aller Antwort die Hand des Grafen und legte sie auf Mariens Stirn.

Potocky zuckte entsetzt zusammen bei der eisigen Todeskälte, welche von seinen Fingerspitzen bis zu seinem Herzen zu dringen schien. Mit einem Schmerzenslaut sank auch er neben der Kammerfrau auf die Kniee nieder. Auch der Arzt faltete die Hände und ein tiefes, feierliches Schweigen herrschte um das Sterbelager des jungen, reinen Wesens, das nur zu lichter Freude geboren schien und des Lebens höchstes Glück nur hatte kennen sollen, um es schmerzvoll wieder zu verlieren.

Da regte der Vogel seine Flügel und in schmerzlichem Klageton rief er: „Ignazy, Ignazy!"

Der Graf sprang auf, eilte zu dem Papagei hin und streichelte zärtlich dessen Kopf, während vielleicht die erste Thräne seines Lebens ihm über die Wangen rann. „Du armes Tier," sagte er, „du bist mir ein Schmerzensgenosse; auch du verlierst alles, was dir auf Erden teuer war, und dein kleines Herz fühlt wohl die Liebe und den Schmerz ebenso tief wie die Dankbarkeit, du sollst mir ein teures, ein heiliges Andenken sein an deine Herrin, deine Stimme war es ja, die mir zuerst das holde Geheimnis ihrer Liebe enthüllte; mit mir sollst du gehen, mit dir will ich von ihr sprechen, die uns beiden alles in der Welt war."

Der Papagei schmiegte sich zärtlich an den Grafen und wiederholte in schmeichelnd rührendem Ton: „Ignazy, Ignazy!"

Der Graf schärfte der Kammerfrau die sorgfältigste

Pflege des klugen, treuen Tieres ein, dann besprach er mit dem Arzte alles Erforderliche wegen der Bestattung seiner zum ewigen Frieden eingegangenen Geliebten und richtete sich eine Wohnung im Hause ein, denn er wollte die teuren Ueberreste keinen Augenblick verlassen, so lange sie noch über der Erde weilten.

Er zeigte dem König den Tod des Fräulein von Görne an.

Am Tage der Bestattung erschien ein königlicher Flügeladjutant, um der Dahingeschiedenen die letzte Ehre zu erweisen.

Der Großkanzler von Fürst kam, und ganz zitternd, mit schmerzbewegtem Gesicht und thränenden Augen erschien an der Schwelle des mit prachtvollen Blumen geschmückten und mit schwarzem Flor drapirten Gemachs der Sekretär Art. Er wagte nicht einzutreten, als er den Großkanzler erblickte, aber Ignaz Potocky, in der großen Uniform des Vizemarschalls von Lithauen, alle Stickereien mit Flor bedeckt, reichte ihm die Hand und führte ihn zu dem Sarge.

„Der treue Diener hat ein Recht auf diesen Platz," sagte er, und Herr von Fürst neigte zustimmend das Haupt.

Diese kleine Gesellschaft war das Gefolge, welches der einst von der ganzen Berliner Gesellschaft gefeierten Nichte des mächtigen Ministers das Ehrengeleit zu ihrer letzten Ruhestätte gab.

Potocky hatte in der Eile ein Gewölbe ausmauern lassen, über welchem später nach seiner Anordnung ein

prachtvolles Grabdenkmal errichtet werden sollte. Er blieb bei dem Grabe, bis das Gewölbe vermauert war, dann küßte er die Erde, welche darüber gedeckt wurde, füllte eine Hand von dieser heiligen Erde in sein Taschentuch und barg dasselbe an seiner Brust.

Auch Axt war bei ihm geblieben, nachdem der Geistliche mit dem Großkanzler und dem Adjutanten sich bereits entfernt hatte.

„Nun fort,“ rief der Graf aufspringend, „fort von hier! An jedem Gedenktage dieses entsetzlichen Verlustes werde ich hier wieder erscheinen und mein Gebet halten; aber nicht an das Grab, das die irdische, vergängliche Hülle aufnahm, soll meine Erinnerung sich knüpfen, der verklärte Geist, der aufgestiegen ist zu den reinen Höhen des himmlischen Lichts, den ich wiederfinden werde, wenn meine Erdenbahn dieses Engels würdig vollendet sein wird.“

„Gott segne Sie, Herr Graf,“ sagte Axt schluchzend, „wohl haben Sie viel verloren, viel Schmerz erduldet, aber doch preise ich Sie glücklich, denn Sie können die Stätte so vielen Jammers fliehen und in neuem Leben Kraft finden, während ich, o mein Gott —“

Er bedeckte sein Gesicht und weinte bitterlich.

Tief bewegt reichte ihm Potocky die Hand.

„Armer Mann,“ sagte er, „was Sie ein Glück nennen und was vielleicht auch ein Glück sein mag, das soll auch Ihnen zu teil werden, begleiten Sie mich, mein Haus soll Ihnen eine Heimat sein.“

„O mein Gott, Herr Graf,“ rief Axt, „solche Gnade wäre die höchste Wohlthat für mich, aber ich darf nicht, ich stehe im Dienst.“

Der Graf dachte nach.

„Ich wollte heute abreisen,“ sagte er, „um Ihretwillen will ich bis morgen bleiben, kommen Sie morgen früh nach meinem Gasthof!“

Er wendete sich schnell ab und eilte davon, während Axt noch am Grabe niederkniete zu stillem Gebet.

Der Graf schrieb sogleich an den König und sendete seinen Brief durch einen Boten an den Adjutanten vom Dienst.

Noch am späten Abend traf die Antwort ein, durch welche Axt die Entlassung und die Erlaubnis erhielt, in den Dienst des Grafen Potocky zu treten.

Ueberwältigt von Dank und Rührung küßte der treue Diener des gefallenen Ministers die Hand des Grafen, als er die Kunde erhielt, und eine Stunde später reisten beide miteinander ab.

Die Kammerfrau hatte sich nicht von ihrer Heimat trennen wollen. Der Graf setzte ihr eine reiche Pension für ihr übriges Leben aus. Loritos Käfig aber stand auf dem Rücksitz des Reisewagens. Der Graf hatte das treue Tier herausgenommen und hielt es auf seinem Finger. Der Vogel schmiegte sich zärtlich an ihn und wiederholte von Zeit zu Zeit, indem er täuschend die weinenden Stimmen nachahmte, welche er in den letzten Tagen so oft gehört hatte: „Ignazy, Ignazy.“

Die Gräfin Branicka hatte sich auf ihr Schloß Bialystock zurückgezogen und wartete in fieberhafter Ungeduld auf Nachrichten aus Berlin, aber ehe sie dieselben noch erhielt, langte ein schwarzgesiegelter Brief mit dem Wappen des Grafen Potocky an. Bebend öffnete sie denselben. Er enthielt nur die Worte:

„Man mordet mit Gift und Dolch, aber schlimmer als das ist der Mord durch das Wort der Lüge und Verleumdung. Marie von Görne, der mein Herz gehörte und gehören wird bis in alle Ewigkeit, die das Glück meines Lebens war und meine Hoffnung im Tode sein wird, ist tot. Gott wird die Mörderin richten. Will sie seine Verzeihung erringen, so möge sie sich durch Reue und Buße wert machen, daß die Gnade Gottes ihr verzeihe — ich vermag es nicht.

Ignaz Potocky.“

Die Gräfin stieß einen gellenden Schrei aus und stürzte ohnmächtig zu Boden. Lange lag sie in heftigem Fieber und als sie sich wieder erhob, war ihr Haar gebleicht und sie schien um Jahre gealtert. Selten nur verließ sie ihr Schloß Bialystock und niemals hat man sie wieder lachen gesehen.

*

Der Kriminalsenat zu Berlin erstattete sein Gutachten über den Staatsminister von Görne. Dieses fiel dahin aus, daß der Staatsminister von Görne wegen seiner

vielen und groben Verbrechen aller seiner Würden und Aemter zu entsetzen, er auch mit Festungshaft auf Lebenszeit zu bestrafen sei. Als der Großkanzler von Fürst dem König dieses Urteil überreichte, bestätigte Friedrich dasselbe ohne jede Bemerkung. Das ganze Vermögen des gefallenen Ministers wurde von der Seehandlung in Beschlag genommen, über dasselbe ein Konkurs eröffnet und seine sämtlichen Gläubiger mit ungefähr fünfundvierzig Prozent abgefunden.

Die mit dieser Auseinandersetzung beauftragte Kommission berichtete dem König, daß die von der Seehandlungs-Sozietät für den Minister gemachten Vorschüsse, welche mehr als eine Million Thaler betrügen, aus dessen Vermögen bei dem Konkurse fast ganz gerettet werden könnten, wenn das damals gesetzmäßige fiskalische Vorzugsrecht dabei geltend gemacht werden solle.

Der König schrieb auf diesen Bericht: „Nein — den Schaden muß ich tragen, denn es ist meine Schuld, daß ich so schlecht gewählt habe.“

Am 1. März 1782 wurde der Minister nach Spandau gebracht und dort in zwar enger, aber nicht unwürdiger Haft gehalten. — Nach dem Tode Friedrichs des Großen bat Herr von Görne um eine Revision seines Prozesses und machte zur Begründung dieses in seinen Hauptteilen geheimen Gesuchs geltend, daß bei dem Konkurse sein unbewegliches Vermögen, das zur Befriedigung seiner Gläubiger vollkommen hingereicht haben würde, verschleudert

worden, daß namentlich sein Grundbesitz in Polen nicht zu seinem wahren Wert realisirt sei.

Das Gesuch und die Akten des Prozesses lagen lange in dem Kabinet des Königs Friedrich Wilhelm II. Endlich erging ein Bescheid dahin: eine Revision des Prozesses und des Konkursverfahrens werde nicht genehmigt, dagegen solle der Herr von Görne in Freiheit gesetzt werden und eine jährliche Pension von achthundert Thalern — eine damals bedeutende Summe — lebenslänglich erhalten, wenn er auf alle Ansprüche gegen den Staat ein für allemal Verzicht leiste.

Gebrochen an Geist und Körper verließ der einst so mächtige, thatkräftige Minister seine Festungshaft, und so endete in trüber, dunkler Einsamkeit ein Mann, der es in stolzem Selbstgefühl gewagt hatte, seinem König eine Krone schenken zu wollen, und den, wie einst Phaëton auf seiner verwegenen Fahrt mit den von sterblichen Händen unlenkbaren Sonnenrossen, der Blitzstrahl des zürnenden Olympiers in den Staub schleuderte.

Graf Stanislaus Felix Potocky wurde der eifrigste Anhänger der Kaiserin Katharina; er stiftete, als der König mit dem Reichstage eine neue freisinnige Verfassung annahm, welche das letzte Mittel zur Rettung Polens bilden sollte, die Konföderation von Targowitz, welche die Einmischung Rußlands herbeirief und den Zusammenbruch Polens verursachte. Er hatte sich mit der schönen Griechin Sophie Lubienska (der Tochter eines griechischen

Schuhmachers in Konstantinopel) nach dem Tode des Gemahls derselben, des Obersten de Witt, vermählt und trug bei der russischen Occupation selbst die Waffen gegen sein Vaterland. Während der Revolution des Jahres 1794 wurde er von dem obersten Gerichtshof der Republik als Vaterlandsverräter verurteilt, die Kaiserin Katharina dagegen ernannte ihn zum Oberfeldherrn und er starb endlich (1805), zurückgezogen auf seinen Gütern, in Tulczyn.

Gräf Ignaz widmete seine junge Kraft der Rettung seines polnischen Vaterlandes, ohne gegen das Verhängnis wirksam ankämpfen zu können, das Polen dem Untergange bestimmt hatte. Er unterstützte, nachdem sein kühner Plan gescheitert war, den König Stanislaus August, in welchem er nun noch den einzigen Mittelpunkt erblickte, der die Kräfte Polens vereinigen konnte, wenn die inneren Intriguen gebrochen würden. Um dies zu erreichen, bestimmte Graf Ignaz den König, die Verfassung vom 3. Mai 1791 anzunehmen, und ging selbst nach Berlin, um Preußen zur Anerkennung dieser Verfassung zu bestimmen. Dies wäre ihm vielleicht gelungen, wenn der große Friedrich noch gelebt hätte, allein die Regierung Friedrich Wilhelms II. wies das letzte Versuchsmittel zur Erhaltung und Kräftigung Polens zurück und das Verhängnis ereilte das unglückliche, aber auch an seinem eigenen Unglück so schwer verschuldete Land. Graf Ignaz mußte flüchten und seine Güter wurden konfiszirt.

Kosciusko erreichte glücklich Amerika und trug dort

die Waffen im Unabhängigkeitskriege. Jenseits des Ozeans erreichte ihn die erschütternde Kunde, daß seine Geliebte den Schleier genommen und dann bald darauf gestorben sei, da der Gram und Kummer um das verlorene Lebensglück ihre Gesundheit untergraben. Er schwur, daß seine Liebe fortan allein seinem Vaterlande gehören solle, und unternahm dann im Jahre 1794 den groß und kühn entworfenen Versuch, Polen durch den von seinen Freunden vorbereiteten Aufstand zu befreien.

Graf Ignaz Potocky eilte sogleich zu ihm und die von ähnlich traurigem Schicksal getroffenen Freunde setzten ihre ganze Kraft an das große Werk, in welchem beide Trost für den Verlust ihrer Liebe suchten. Graf Potocky wurde Minister der auswärtigen Angelegenheiten in der provisorischen Regierung, aber nach der Einnahme von Warschau verhaftet und als Staatsgefangener nach Schlüsselburg gebracht. Im Jahre 1796 wurde er freigelassen und lebte in Galizien unter scharfer polizeilicher Aufsicht. Als im Jahre 1805 die französische Armee heranrückte, wurde Potocky abermals verhaftet und in Krakau internirt. Dann aber wurde er nach den Siegen Napoleons befreit und widmete seine Thätigkeit dem neugebildeten Großherzogtum Warschau, in welchem er den Keim der Wiederherstellung des polnischen Reiches erblickte.

Im Jahre 1809 führte er eine Deputation aus dem Großherzogtum nach Wien zu Napoleon I., um dort von dem französischen Weltherrscher das Wort zu erbitten:

„Que la Pologne existe!“ Aber er fand nur Hinhaltung und zweideutige Versprechung, Napoleon wollte es weder mit Oesterreich noch mit Rußland verderben und opferte Polen, das so große Hoffnungen auf ihn setzte und dessen Söhne in seinen Schlachten geblutet hatten, den Rücksichten seiner Politik. Der Schmerz über diese letzte verlorene Hoffnung warf den Grafen Potocky noch in Wien auf das Krankenlager und führte seinen schnellen Tod herbei. Er hatte seinem Vaterlande die geschworene Treue gehalten bis zum letzten Atemzuge und ging nun ein in die Verklärung, in welcher er gläubig das Wiedersehen der Geliebten erhoffte, die er auf Erden verloren.

Der alte Axt weinte an dem Grabe seines Herrn; Lorito, der den Grafen nie verlassen, rief schmerzvoll klagend noch einmal: „Ignazy, Ignazy!“ als der Sarg aufgehoben wurde — dann fiel er tot von seinem Stock.

*

Der Baron von Pirch ging nach Paris, nahm dort Kriegsdienste und wurde sogleich als Oberstlieutenant angestellt. Er sollte die preußische Taktik bei der französischen Armee einführen und machte auch bei einigen deutschen Regimentern damit einen guten Anfang. Aber Neid und Mißgunst traten ihm entgegen und er fand die empfindlichsten Hindernisse. Dagegen hing ihm das Regiment Hessen-Darmstadt, dessen Kommandeur er war, mit großer Liebe und Hingebung an. Er führte dies Regiment nach

Spanien und starb im Lager bei St. Maria. Ihm wurde als Protestanten ein Begräbnis in geweihter Erde verweigert, das Regiment begrub ihn mitten im Lager und errichtete ihm ein Denkmal mit der Inschrift:

„Sous cette tombe gît Jean Ernest Baron de Pirch, Colonel commandant du Régiment royal de Hesse-Darmstadt, Chevalier de l'ordre du mérite et de Saint Sebastian, Chanoine de Magdebourg, mort le vingt Fevrier 1783. Né en Prusse, il apprit l'art de la guerre sous Frédéric. Passé en France, il fut par ses talents et par ses vertus l'exemple de l'armée.

„Ce simple monument fut élévé à la postérité, en marque de reconnaissance et de regrets par son régiment.“

Ihn hatte die Liebe von seinem Vaterlande vertrieben, wie die Liebe den Grafen Ignaz Potocky und Thaddäus Kosciusko ihrem Vaterlande noch inniger zuführte und sie, freilich fruchtlos, ihre ganze Kraft dafür einsetzen ließ. Aber auch er machte in der Fremde seinem Vaterlande Ehre und trug dem Ruhm des großen Königs, der ihm so gnädig gewesen war, in fernen Landen durch sein Beispiel neue Lorbeeren zu.

*

Noch heute gibt es Träger des Namens von Görne, welche mit hohen Ehren in der preußischen Armee dienen. Sie mögen sich nicht abwenden von dem Andenken an

einen Vorfahren, der fallen mußte, weil er zu Großes für menschliche Kraft unternahm und weil sein stolzer, edler Ehrgeiz ihn über die Grenzen fortriß, die der große Friedrich seinen Dienern zu ziehen sich verpflichtet hielt. Er war in einen tragischen Konflikt gedrängt, in dem er untergehen mußte, aber seinen Irrtum hat die Zeit gesühnt und er ist es wert, daß die Nachwelt seine Gestalt in reinem Lichte erblicke.

Ende.

Unter dem weissen Adler

Bd.: 4. Band

1892